A. civ. 56 n

Kritische Blätter

besonders über

das neuere Bauwesen.

Von

Ernst Kopp.

Viertes Heft.

Jena.
In Kommission bei H. Böhlau in Weimar.
1855.

Kritische Blätter

besonders über

das neuere Bauwesen.

Von

Ernst Kopp.

Viertes Heft.

Jena.

In Kommission bei H. Böhlau in Weimar.

1855.

Kritische Bemerkungen

über die

architektonischen Ordnungen

der

Griechen, Römer und neuern Meister.

Von

Ernst Kopp.

Erste Abtheilung.

Jena.

In Kommission bei H. Böhlau in Weimar.

1855.

I.

Die neue Apollinariskirche bei Remagen am Rhein.

In dem ersten Hefte d. Bl.[1]) habe ich es im Interesse der Kunst, sowohl im Allgemeinen als in dem vom Spitzbogenstyl im Besondern, für angemessen gehalten, diese von Zwirner neuerbaute Kirche bezüglich ihrer Architektur im Wesentlichen als verwerflich zu bezeichnen. Außerdem wünschte ich zugleich, daß durch Mittheilung der Zeichnungen von dieser Kirche, eine nähere Beurtheilung derselben veranlaßt werden möge. Es schien mir diese Aeußerung schon der Nachahmung wegen, die dieser Neubau veranlassen könnte, um so nöthiger zu sein, als solcher von und an einer Stelle ausgeführt wurde, wo man, wenn auch nicht gerade Mustergebendes, doch um so mehr Nachahmungswerthes verlangen kann. Dabei stützte sich meine ausgesprochene Ansicht namentlich auf eine Berührung dieses Kirchenbaues in der Berliner Nationalzeitung[2]), worin unter Anderm angeführt wird: „Kurz und gut, die neue Appollinariskirche

1) Im Schlußwort zu den Münchener Bauten. S. 85.
2) Jahrgang 1852 No. 270.

mußte den Modeschnitt einhalten, und um nur große Wandflächen zu gewinnen, die bei der Gothik der großen durchbrochenen Fenster wegen gar nicht vorkommen, war der Architekt zu Mitteln der Täuschung und der künstlerischen Unwahrheit gezwungen, zu Blendfenstern, die keine Fenster waren, zu Rosetten die dem Styl widersprachen und dergleichen mehr. Auch nach Außen gewann die Kirche ein wunderliches Ansehen. Einfach in den Gesammtformen, überrascht sie durch allerlei Zahnstocherwerk von Thürmchen und durch einen wunderlich krausen Appendix von Chornische." Es sind dieses sonach Gegenstände, die nicht blos eine verschiedene Kunst- oder eine individuelle Geschmacksrichtung betreffen, wofür wie billig auch eine andere Ansicht zuzulassen wäre; es sind dieses vielmehr Gegenstände, die das Wesentliche des Spitzbogenstyls mit berühren, und daher um so mehr eine weitere Besprechung und nähere Würdigung verlangen, als solche von einem Gegner[1]) der „Gothik" hier mit Recht in der angeführten Weise für verwerflich gehalten werden.

Fast scheint es aber, als wenn das Oppositionelle in der fraglichen Sache die Veranlassung zu gewissen Gegen-

---

1) Der Verfasser sagt in dieser Hinsicht zuvor: „Es ist in gewissen Kunstkreisen, die ihren ersten Impuls von Frankreich her erhalten haben, zur Modesache geworden, für den gothischen Styl zu schwärmen und alles Andere als unvollkommene Vorstufen oder entartete Verfallformen zu betrachten. Man liebt es, die ganze Kunstgeschichte der Vergangenheit nur als Vorbereitung und Anlauf zu jenem Style darzustellen, bei dem eine gewisse spielende Art von Symbolisirung der Formen in Schwung gekommen ist. Nichts häufiger, nichts banaler heutzutage als Phrasen, wie die, daß der Spitzbogen die Sehnsucht des christlichen Gemüths nach dem Jenseits, das Kühnansteigende der hohen Gewölbe; das Streben der christlichen Seele nach der Vollendung bedeute u. s. w., — Ausdrücke denen eine Art von Wahrheit zum Grunde liegt, aber in einseitig verdrehter Auffassung." Es ist diese Anführung besonders deshalb mit geschehen, um zugleich die jedenfalls sehr eigenthümliche Ansicht des Verfassers über den Spitzbogenstyl an sich zu geben.

Demonstrationen gegeben habe, die, obwohl sehr fein ausgeführt, doch immer für Den, der solche Machinationen zu übersehen versteht, durchsichtig genug ausgefallen sind. So wurde auch bezüglich der Versammlung deutscher Architekten in Köln, in einem öffentlichen Blatte bemerkt: „man ist nicht ganz ohne Hoffnung, daß diese Kirche, das bedeutenste Baudenkmal im gothischen Styl, welches in neuerer Zeit am Rhein entstanden ist, die Kritik so vieler Sachverständigen bestehen werde." Sieht dieses aber nicht aus, als hätte hier ein Eingeweihter gesprochen und zur Majorität für Anerkennung eingeladen? —

Was ferner die von mir zum Behufe einer nähern Beurtheilung dieser Kirche gewünschte Zeichnung betrifft, so ist, so viel ich weiß, bis jetzt nur eine malerische Ansicht davon in der „Illustrirte-Zeitung" [1]) erschienen. Dergleichen Abbildungen sind aber für den fraglichen Zweck theils nicht genügend, theils nicht genau genug. Außerdem liegt mir eine Beschreibung von dieser Kirche nebst einer Vignette, welche die vorgedachte Abbildung nach einem verkleinerten Maßstabe giebt, von Schorn [2]) vor. Auffällig bleibt es übrigens immer, daß man nicht schon längst das Publikum mit einer genauen Zeichnung von dieser Kirche, sowohl im Grundriß als in den Aufrissen und Durchschnitten erfreut hat, zumal dieser Kirchengegenstand sonst mit einem gewissen Eclat

---

1) Jahrgang 1853 No. 542.

2) „Die Kirche zum heiligen Apollinaris ꝛc. Bonn 1854. Der Verfasser scheint mit so manchem Ausdrucke eher zu beweisen, daß er namentlich auch ein besserer Literat als Architekt ist. Die geehrten Herrn Literaten sollten aber überhaupt mehr erwägen, daß sie die Kunst ungleich mehr zu Dank verpflichten würden, wenn sie in Fällen, wie der vorliegende, mit dem Lobe wenigstens etwas sparsamer umgingen. Sie schaden dadurch der Kunst bei der lautersten Absicht, besonders wegen der Nachahmung, indem das größere Publikum die Verhältnisse und den eigentlichen Werth der Sache nur zu oft nicht genügend übersehen und beurtheilen kann.

behandelt worden ist. Die Baukunst an sich wird freilich durch den Mangel solcher Zeichnungen nichts verlieren, vielmehr der Schwachen und der etwaigen Nachahmung wegen eher gewinnen, wenn nicht gleichzeitig auch diesen Zeichnungen eine nähere sachgemäße Kritik beigefügt würde.

Inzwischen habe ich selbst Gelegenheit gehabt mich an Ort und Stelle von diesem neuen Kirchenbau zu überzeugen, und halte ich mich nun durch meine vorgedachte öffentliche Aeußerung für um so mehr verpflichtet, daß Ergebniß meiner Ansicht davon in dem Folgenden mitzutheilen.

Vorerst ist es billig bei diesem Neubau, den „der Baumeister der Kirche sollte im Spitzbogenstyl bauen", anzuerkennen, daß die sämmtlichen ausgeführten Arbeiten an sich, mit vielem Fleiß und großer Genauigkeit hergestellt worden sind. Wenn daher in dieser Hinsicht gesagt wird: „in Bezug auf die Ausführung ein wahrer Meisterbau, eine schöne Probe, wie weit die Steinmetzkunst am Niederrhein, von der Kölner Dombauhütte neu gehegt und gepflegt, wieder gediehen ist," so kann man diesem nur ganz beistimmen.

In der Grundfläche bildet die Kirche mit ihren erheblichsten Theilen ein lateinisches Kreuz, an dessen westlichen, mit den Haupteingängen versehenen Arme, sich zwei Thürme von viereckigter Grundfläche, und an dem östlichen zwei dergleichen kleinere von achteckiger Form anschließen. Außerdem ist noch an dem Giebel vom östlichen Kreuzarme ein „Chorring" oder eine Absis angefügt, während in den Ecken an dessen langen Seiten zwei kleine Anbaue für die Sacristei und die „gräfliche Loge" gestellt sind. Die Hauptform der Kirche wäre sonach in ihrer Anlage, wenn auch sonst der gewöhnlich im Spitzbogenstyl üblichen Gestaltung nicht entsprechend, doch für den vorliegenden Fall, wo eine Kirche von mäßiger Größe und „zugleich Wandflächen für großartige Malereien im Innern" derselben bedingt waren, ganz angemessen gewählt worden; indem hier die Seitenwände von den Kreuzarmen große vollgehaltene Wandflächen zulassen.

Viel weniger passend ist dagegen die Anordnung der gedachten übrigen Theile von der Kirche, sowohl in der Grundform als in der Anlage selbst. Dadurch hat aber „der Meister" zugleich nicht etwa „der Kirche ein formgefälliges Aeußere gegeben", sondern vielmehr wesentlich damit den Grund zu dem „Zahnstocherwerk von Thürmchen" und zum „krausen Appendix von Chornische" gelegt, wie dieses weiterhin noch in näherer Betrachtung treten wird.

An dem Aeußern der Kirche stellen sich zunächst an der westlichen Seite die zwei Thürme, da solche in ihren Stockwerken hauptsächlich im byzantinischen Style gehalten worden, nicht harmonisch zu den andern Theilen, die nach den für den Bau zu Grunde gelegten Spitzbogenstyl ausgeführt sind. Besonders fehlen hier an den freistehenden Thurmecken jene characteristischen Strebepfeiler, wie solche sachgemäß bezüglich der hier innerhalb vorauszusetzenden Decken-Wölbungen, auch an den südlichen und nördlichen Kreuzarmen von der Kirche angeordnet sind. Diesen Mangel der Strebepfeiler können natürlich die dafür nach byzantinischer Art angelegten Eck-Lissenen nicht ausgleichen, selbst wenn, wie anzuerkennen ist, dabei den hierzu gehörigen characteristischen rundbogigen Verzierungen oder Bogenfriesen unter den Geschoßgesimsen, eine spitzbogige Formbildung von jener sachgemäßen Anordnung gegeben ist, wonach sich diese aufwärts immer leichter und zierlicher gestalten. Letztere Verzierungen sind übrigens dabei weiter als es sonst üblich und angemessen ist, von den Geschoßgesimsen selbst abgetrennt worden, indem dadurch zwischen dem Gesimse und der Verzierung ganz ungeeignete breite Mauerflächen entstehen. Dann gewährt bei diesen Thürmen der an den obern Geschossen angeordnete Giebelschluß dadurch eine stylwidrige Formbildung, daß dabei an dem Fuß der einzelnen Giebel auch vollständige, wagerecht durchlaufende Gesimse ausgeführt sind. Durch diese Anordnung erhalten diese Giebel aber ganz das Ansehen von erhöhten griechischen Frontons. Nun ist jedoch

bekannt genug, daß das was hier von dem Styl-Princip bedingt ist, eben so von jenem des Spitzbogenstyls ausgeschlossen wird, weil hier durch das wagerechte Gesims, das Emporstrebende des hohen Giebels, wieder wesentlich aufgehoben wird. Selbst die in den einzelnen Giebeln in scheinbar durchbrochener Arbeit angebrachte Ausfüllung kann den bemerkten Fehler nicht entschuldigen oder ausgleichen, da eine solche Verzierung bekanntlich in vielfacher Weise ganz stylgemäß erfolgen kann, ohne daß die Anlage von einem wagerechten Gesimse nöthig wäre. Außerdem ergiebt sich auch bei diesen Thürmen ihr Schluß mit den durchbrochenen vierseitigen Spitzen nicht schön und harmonisch. Hier kann man wirklich sagen, die Sache ist zu eckig und nicht abgerundet genug. Auch ist bei diesen Thurmspitzen besonders die obere Blumenkrönung im Verhältniß zu den schwachen und an sich zu ihrer Höhe sehr schlanken Thürmen zu groß. Auffällig ergeben sich ferner an der Westseite bei dem mittlern großen Spitzbogenfenster die daran sowohl an der Fensterabschmiegung als an der starken Mittelrippe angebrachten dünnen Säulchen mit ihrer Kapitälverzierung. Es sind dieses bekanntlich Formbildungen, die das Princip des Spitzbogens ganz ausschließt, und die, wo solche an den ältern, im Spitzbogenstyl erbauten Gebäuden noch vorkommen, lediglich als Reste aus der Uebergangs-Periode vom byzantinischen Style anzusehen sind. Die besseren, im Style consequent durchgeführten Arbeiten, wie namentlich jene schönen Fenster im Domchor zu Erfurt, die sich besonders als Muster zur Nachahmung eignen, haben dergleichen säulenartige Gebilde ganz beseitigt. Deßhalb fallen auch die zwei freistehenden Säulen an den beiden Seiten der Kircheneingänge, welche zur Tragung der Statuen von den Heiligen Franziskus und Paula angeordnet sind, als stylwidrig noch mehr auf. Nicht weniger vermißt das Auge bei den Haupteingängen jene characteristischen knagen- oder tragsteinartige Formen in den Ecken unter den wagerechten Thürstürzen.

Es sind solche Anordnungen aber, die in ihren Gestaltungen von den einfachsten Umrissen an bis zur reichsten Blätter- und Figuren-Verzierung verändert und gesteigert vorkommen, nicht etwa als ein bloßer Schmuck anzusehen, wie solcher jetzt so häufig bei den im Rundbogenstyl ausgeführten Gebäuden ganz unmotivirt angebracht wird, sondern sie sind in statischer wie in ästhetischer Hinsicht gerechtfertigt, weil solche nicht allein das Freitragende des wagerechten Sturzes vermindern, sondern auch durch die Ausfüllung der rechtwinklichen Ecken gleichsam den wagerechten Sturz annähernd zu einem bogenförmigen umbilden. Endlich stellt sich an dieser westlichen Seite noch am oberen Kirchengiebel die Blätterverzierung und das demselben krönende Kreuz zu mager zu dem Uebrigen desselben und außerdem auch nicht harmonisch zu den Thurmflächen.

An der südlichen Kirchenseite ergiebt sich weiter der Eingang im Giebel vom Kreuzarme zu klein und einfach zu dem Ganzen; wobei ebenfalls das Eckige des wagerechten Thürschlusses durch keine Tragsteine gemildert worden ist. Etwas besser wird sich eine solche Giebelansicht überhaupt für das Auge stellen, wenn an die Stelle dieser Thüröffnung ein Fenster, wie es auf der gedachten Titel-Vignette angedeutet ist, kommen kann. So angemessen und stylgemäß die an den Ecken der südlichen und nördlichen Arme der Kirche angelegten Strebepfeiler auch sind, so ist doch ihr oberer Schluß an diesen Ecken nicht consequent und abgerundet genug ausgeführt. Die obere spitzsäulige Krönung hätte hier jedenfalls mehr organisch und in einer dominirenden Weise auf die einzelnen Strebepfeiler selbst geformt werden müssen. Ein nicht weniger eigenthümliches Ansehen gewähren die zwei kleinen, hauptsächlich zu der „Sacristei" und der „gräflichen Loge" bestimmten Anbaue. Hier stimmen besonders weder die zwei Reihen Fenster von runder und von spitzbogiger Form, noch die anderen brüstungsförmigen Gestaltungen harmonisch zu dem größern Kirchenkörper; viel-

mehr verleiht es jenen Theilen im Allgemeinen den Anblick von besonderen profanen Gebäuden. Eben so eigenthümlich ist die Anordnung der großen Kreisfenster an den Seitenmauern der Kirchenarme. Nicht genug, daß der Spitzbogenstyl dergleichen Fenster überhaupt nicht liebt, zumal wenn deren Anlage nicht durch eine innere Nothwendigkeit constructiv bedingt wird und die dabei auch im Aeußern mehr oder weniger sich organisch ausspricht, wie dieses Letztere aber namentlich an den Seiten nach den westlichen Thürmen zu, bezüglich des großen südlichen Spitzbogenfensters nicht erscheint, ist außerdem die Hälfte von diesen Kreisfenstern noch in den Oeffnungen blind, so daß diese geblendeten Fenster demnach außen nur eine bloße Wandverzierung bilden. Es sind zudem diese Rundfenster hier um so verwerflicher, als nicht allein, wie es bereits bei der Nachweisung der Grundform von der Kirche bemerkt ist, von den vier Stirn- oder Giebelseiten des lateinischen Kreuzes her eine genügende und angemessene innere Beleuchtung, insbesondere auch für die Wandgemälde an den Seitenmauern der Kreuzarme erreicht werden konnte, sondern diese vollen Wandflächen ließen auch außerhalb eine stylgemäße Verzierung mit scheinbar durchbrochener Arbeit zu, ähnlich wie solche am Choranbau unterhalb den Spitzbogenfenstern angebracht ist. Auch die spitzbogigen Verzierungen, welche bei diesen Kreisfenstern an den Abschmiegungen oder Leibungen außerhalb ringsum angebrachte sind, gewähren, weil die Spitzen davon abwärts vom Centrum der Fenster gekehrt sind, keine nähere organische Berechtigung, und stellen sich daher weder schön und harmonisch zu den Fenstern selbst, noch zu den Wandflächen.

Was die zwei achtseitigen Thürmchen an der östlichen Seite betrifft, so läßt sich nicht ersehen, was besonders dabei mit deren großen Erhöhung über das Dachgesimse des hohen Kirchenkörpers hat erreicht werden sollen. Die Harmonie der Gesammtansicht von der Kirche dürfte dadurch

am wenigsten gewonnen haben; da in dieser Hinsicht bei der mäßigen Größe der Kirche und den durch das lateinische Kreuz dazu gegebenen Grundplan, wenn einmal, wie jetzt, diese vier Kirchenecken mit thurmartigen Gebilden geschmückt werden sollten, letztere dann mehr in einer gleichmäßigen Form zu halten gewesen wären. Jetzt sind vielmehr durch die große Erhöhung dieser zwei Thürmchen minaretförmige Gebilde entstanden, ohne daß solche dabei den organischen Zweck und Werth von diesen zeigen. Lobenswerth ist jedoch bei demselben, daß der Giebelschluß an den obern Abtheilungen stylgemäß, ohne einen unteren wagerechten Gesims, wie solches bei den westlichen Thürmen angebracht, geformt ist. Doch ist der Blumen- und Blätterschmuck an den Dachspitzen nach Verhältniß zu deren Umfang ebenfalls zu groß und schwer ausgefallen. Auch das am Fuße des Kirchendaches befindliche, vorzüglich aus lothrechten schwachen Rippen bestehende Geländer, zeigt gegen das sonst Uebliche ein zu leichtes und unvollständiges Ansehen. Es sind dabei zudem jene kleine Pfeiler oder Pfosten weggelassen worden, welche, wie es bei jedem Geländer geschieht, theils demselben stabilere Stützpunkte, theils dem Ganzen, durch die Trennung, die sie veranlassen, mehr Manichfaltigkeit verleihen.

Was soll man aber endlich zu den am östlichen Kirchengiebel zu einer besondern Chorbildung angefügten Anbau sagen? Ich glaube die Kritik bezeichnete Dieses am Besten mit Stillschweigen. Denn ein Gebilde, das in der ersten oder untern Abtheilung, sowohl im Ganzen als im Einzeln, im byzantinischen Styl ausgeführt ist; auf welchem Unterbau dann ein, in einen möglichst leicht und zierlich geformten Spitzbogenstyl gehaltener, oberer Theil gestellt wird, dessen fünf Seiten hauptsächlich zu eben so viele mit Rippenwerk verzierte und mit Giebeln gekrönte Fenster verwendet werden; von diesen Fenstern aber drei im Rippenwerk wieder blind gemauert sind, wobei zwischen deren lothrechten Stababtheilungen selbst, nach den hier vorhandenen Con-

solen und Baldachin zu schließen, mit Statuen ausgefüllt werden sollen; — ein solches Gebilde steht unbezweifelt unter der Kritik. Es giebt Solches in der That „einen wunderlich krausen Appendix von Chornische.“ In Betreff dieser Chor-Partie sieht es übrigens bei den vorgedachten Abbildungen von der Kirche gleichsam aus, als wenn man dadurch dem größern Publikum habe etwas Sand in die Augen wehen wollen, daß man die untere byzantinische Abtheilung theils nicht richtig gegeben, theils mit Baumschlag maskirt hat. Eine nähere Betrachtung und Anerkennung verdient dagegen bei dieser Chornische, das unter einem der blinden Fenster angebrachte, sehr schön gebildete und ausgearbeitete Wappen; das überhaupt eine geeignetere Placirung verlangt hätte.

Das Innere der Kirche giebt vorherrschend eine sehr reiche Ausschmückung von Malerei, besonders von Wandgemälden. Das Nähere hierüber, namentlich über die Letzteren, möge jedoch einer andern Hand überlassen bleiben. Im Allgemeinen will ich mir dabei nur die Bemerkung erlauben, daß nach meiner Ansicht bei den Gemälden zum Nachtheil des kirchlichen Zweckes und Raumes, dem Umfangreichen und Zusammengedrängten zu Viel geschehen ist. Auch muß dieses Anderen ebenso erscheinen, wenn gesagt wird: „Lange währt es für Jedem, bis er sich in dem Bilderreichthume zurecht gefunden, bis seine Sinne sich in etwas vom Staunen der plötzlichen Ueberraschung erholt haben.“ Schon bei Gemälde-Museen sucht man, um die einzelnen Darstellungen faßlicher und eindrucksvoller zu halten, diesen eine reichliche Trennung voneinander zu geben; um so mehr scheint aber diese Trennung zur Erreichung des eigentlichen Zweckes der Gemälde in kirchlichen Räumen nöthig zu sein. Außerdem hat die Kirche im Allgemeinen für die Gemälde wohl zu wenig Licht, zumal wenn die großen Fenster im südlichen Transepte und bei dem Orgelchor noch Glasmalerei, wenn auch diese nur in beschränkter Weise und in den hellsten

Farben, erhalten sollten; wie es gleichwohl hier die Harmonie des Ganzen, in Stiel und Räumlichkeit, consequenterweise erheischte. In dieser Beziehung hätte es daher schon die Nothwendigkeit verlangt, daß in der Giebelwand vom nördlichen Kirchenarme ebenfalls ein so großes Fenster wie in dem südlichen Arm angelegt worden wäre. Nicht nachahmungswerth erscheint auch die Anlage von dem Eingange zu der Krypte in der Mittellinie des Kirchenraums, besonders wenn die Kirche, wie hier, nur eine mäßige Größe hat, weil dieses namentlich für die Ansicht und den Zugang nach dem Hochaltare hinterlich ist. Doch mag bei dieser Anordnung der Hinblick auf die in der Krypte befindlichen Reliquen des Schutzheiligen vor Allem mit maßgebend gewesen sein; obwohl, wie ich hörte, bei der alten Kirche der Eingang in die Krypte auch an der Seite des obern Kirchenraumes gelegen haben soll. Bei dem am Giebel von dem westlichen Kirchenarme gelegenen Orgelchor wird zunächst als unpassend, weil behindernd, auffällig, daß dabei die zwei mittleren Säulen, welche die innere Seite davon tragen, vor den Oeffnungen der nur etwa vier Schritte davon entfernten zwei Haupteingänge stehen. Dann ist auch theils die runde Form dieser Säulen nicht stylgemäß, theils harmonieren sie in ihrer Stärke nicht zu den obern Pfosten an der Brüstung vom Chor. Zu Letzteren sind solche entweder zu schwach oder diese Pfosten sind zu stark zu den Säulen ausgefallen. Ganz angemessen sind aber hier die gedrückten Spitzbögen, welche diese Säulen verbinden. Hingegen ist weiter tadelswerth bei diesem Orgelchor, daß die zwei Träger unter demselben an der einen Seite auf die wagerechten Stürze von den zwei Haupteingängen dergestalt gelegt sind, daß diese Stürze unterhalb demselben nur etwa Einen Fuß von Tragestärke zeigen. Es giebt Dieses daher in statischer Beziehung für das Auge eine eben so ungehörige als scheinbar zu schwache Construction; obwohl sonst jene hier vorhandene Auswege benutzt sein mögen, daß eine genügende

Festigkeit der fraglichen Punkte in verdeckter Weise gesichert worden ist. Eigenthümlich ergiebt sich auch an der Orgel selbst, daß diese für die Ansicht nicht wie gewöhnlich einen mehr zusammenhängenden Körper bildet, sondern durch das Giebelfenster in zwei größere Partien getrennt ist; zu welcher nicht eben gefälligen Anordnung allerdings die hier vorhandene Nothwendigkeit, die Beleuchtung des Kirchenraumes, nicht durch Verdeckung des Giebelfensters mit der Orgel zu beschränken, im Wesentlichen aufforderte. Dem fünfseitigen Chor-Anbau am östlichen Kirchenarme ist ferner dadurch eine eigenthümliche, nicht nachahmungswerthe Hauptform gegeben, daß solcher kugelförmig überwölbt worden ist. Dadurch ward aber besonders für die daselbst — nachdem hier, wie bereits erwähnt, drei Fenster verblendet sind — verbliebenen zwei Fenster ein doppeltes Fensterwerk nöthig, und zwar von verschiedener Form, nämlich außen mit spitzbogigen, und innen mit wagerechtem Schluß. Wohl mag zu dieser auffälligen Chor-Construction die Ansicht mit vorgelegen haben, den ganzen Chor zum Behufe der jetzt daselbst befindlichen Wandgemälde, dem byzantinischen Typus anzunähren, oder vielmehr dieser hat sich aus jener Anordnung ergeben. Doch diese Inconsequenz im Baustyle ist es eben, die den architektonischen Werth der ganzen Kirche so wesentlich mit beschränkt. Eben so haben bei den Eingängen und Betständen, die im hohen Chor vor der innern „gräflichen Loge" und vor der Sacristei liegen, die oberen gedrückten Spitz- oder Verbindungsbögen keine gefällige Form. Vorzüglich sieht daran der obere ziemlich gerad gehaltene Theil davon sehr steif aus. Außerdem gewährt dabei die an dem Verdachungsgesimse angebrachte Verzierung, bestehend hauptsächlich aus zwei in gekehrter Richtung laufende Spitzbogenreihen, wenn auch verschiedenartig geformt, weil solche zu nahe zusammenstehen, keine schöne Harmonie und Mannichfaltigkeit. Endlich erscheint im Kirchenraume der Fußboden mit seinen kleinen gelblichen, mit rother Verzierung versehenen Fließen

oder „Mosaik-Plättchen", besonders für eine Kirche zu zierlich bunt und kleinlich. Namentlich hat dadurch der Fußboden im hohen Chor, wo selbst die dahin führenden Stufen mit einem farbigen Fries belegt sind, ein tapetenartiges Ansehen erhalten. Schon als Gegensatz zu der reichen Verzierung der Wände und Deckenwölbungen von der Kirche, wo Reichthum und das zarte zierliche Ornament schon viel eher an seinem Platze ist, möchte es angemessener gewesen sein, hier den Fußboden einfacher und in größeren Formen und Verhältnissen auszuführen, wie solches z. B. bei den neuen münchener Kirchen geschehen ist. Für die Gesammtansicht ist es hier ein großer Unterschied, ob nur etwa kleinere Quartiere mosaikartig verziert sind, das Uebrige aber in größern Formen ausgeführt ist, oder ob der ganze Fußboden in zarter Musterarbeit gehalten wird.

Die zu beiden Seiten des hohen Chors liegenden Räume, die Sacristei und die „gräfliche Loge," haben eine achtseitige Grundform und sind überwölbt, wozu jeder Raum eine Mittelsäule erhalten hat. Die runde Form, welche hier den Freisäulen gegeben ist, paßt aber stylgemäß weder zu der Grundfigur und den spitzbogigen Fenstern, noch zu den Wölbungen und ihren Rippen. Auch sind dabei diese runden Säulen im Verhältniß zu den stark geformten Gewölberippen zu schwach, oder Letztere sind zu schwer zu jenen gehalten.

„Die Unterkirche" ist „abweichend von dem obern Bau", „ganz im Rundbogenstyl angelegt"[1]). Als ein abgeschlossener, für sich bestehender Raum, hätte hier innerhalb diese

1) Beiläufig möge hier bemerkt sein, daß dieser Styl überhaupt in seiner ältern Form achtungswerther ist, als derselbe jetzt gewöhnlich von den Architekten dargestellt wird. Denn durch die Hinzufügung so manches Stylwidrigen, namentlich von aus dem Spitzbogenstyl genommenen Bildungen, wird derselbe vollends characterlos und verdorben.

Stylabweichung an sich weniger zu sagen, ja sie könnte selbst gerechtfertigt erscheinen, wenn etwa an dieser Stelle vorhandene alte Denkmale, die in einem gleichen Styl gehalten, zu placiren gewesen wären. Diese Entschuldigung liegt jedoch nicht vor, vielmehr wird die Stylabweichung hier um so auffallender, als zwar „der uralte Sarkophag aus dem 13ten Jahrhundert, in welchem einst die Reliquien des heiligen Apollonaris nach ihrer Ueberbringung hinterlegt waren", hier aufgestellt, dieser aber in seiner Sculptur im Spitzbogenstyl gestaltet ist. Es ergiebt dieses daher einen weitern Beweis, daß bei diesem ganzen Kirchenbau gleichsam die Inconsequenz im Styl zur Regel erhoben ist. In der Krypta selbst sind besonders die Säulen, welche mit ihren hufeisenförmigen Verbindungsbögen den ganzen Raum in ein Mittelschiff und zwei schmälere Seitenschiffe trennen, sehr gut gearbeitet, obwohl diese Säulen an sich, sowohl in statischer wie in ästhetischer Hinsicht, zu der Ueberwölbung, namentlich zu den vorzüglich stark gehaltenen Säulenaufsätzen viel zu schwach erscheinen. Es liegt diese letztere Gestaltung freilich mit in dem Princip des byzantinischen Styls, wenn auch nicht immer in so auffälliger Weise, wie es hier hervortritt.

Was die äußere Ansicht der Kirche betrifft, so kann diese nach der hierüber bereits näher berührten Anlage und formalen Ausführung, natürlich weder schön und harmonisch noch überhaupt einen günstigen Eindruck gewähren, zumal die Localität für eine geeignete Ansicht der einzelnen Theile davon, wie diese jetzt angeordnet sind, nicht eben günstig ist. So schön, ja wahrhaft ausgezeichnet nämlich die Oertlichkeit dieser Kirche durch ihre erhöhte Lage und durch die besonders an der östlichen und nördlichen Seite nach dem Rheine zu sich darbietende freie Aussicht auch ist, so wird dagegen deren Lage nach der westlichen Seite zu, durch den hier noch höher aufsteigenden Bergrücken um so mehr beschränkt. Da es nun bei einer Kirche üblich ist, wo nicht selbst be-

dingt wird, daß deren Chor mit dem Hochaltare nach der Morgenseite hin zu liegen kömmt, während gewöhnlich ganz angemessen Diesem gegenüber oder an der westlichen Seite die Haupteingänge angelegt werden, so ist hiernach bei diesem Neubau das Haupt-Portal mit seinen zwei größeren Thürmen, oder die Haupt-Facade von der ganzen Kirche, an der von dem Terrain beschränkten Seite zu stehen gekommen. Dadurch erhält aber besonders die Kirche für ihren schönsten Prospect nach dem Rheine zu, weil hier für die Ansicht keine größere, dominirende Theile sich darstellen, troß ihren vier Thürmen und Thürmchen oder vielmehr eben deshalb mit, ein ganz eigenthümliches unruhiges und kleinliches Ansehen. Unbezweifelt würde die Kirche in ihrer Hauptansicht nach dem Rheine hin wesentlich gewonnen haben, wenn die zwei größeren Thürme, statt an dem westlichen Kreuzarme, an dem östlichen gesetzt worden wären, wobei dieselben zugleich unterhalb zur Anlage der Sacristei und der gräflichen Loge verwendet werden konnten. Vergleichsweise hätte dann an dieser Stelle die Kirche etwa eine Anordnung erhalten, wie solche die Severikirche in Erfurt mit ihren zwei Thürmen und den daranstoßenden Chor mit dem Hochaltar nach dem ebenfalls tieferliegenden Marktplatze zu, gewährt.

Dies wäre das nähere Ergebniß von meiner kritischen Beurtheilung über das Wesentliche von der Apollinariskirche, obwohl ein weiteres Eingehen in das Specielle derselben noch zu mancher Bemerkung Veranlassung geben würde. Doch glaube ich schon mit dem Vorliegenden besonders auch meine im ersten Heft: d. Bl. S. 85 über diese Apollinariskirche abgegebene Ansicht, wonach ich diesen Neubau als eine „spitzbogige Monstrosität" bezeichnete, bei jedem Unparteiischen in völlig hinlänglicher Weise gerechtfertigt zu haben.

Ich würde diesen Privat-Bau, obwohl solcher auch einen öffentlichen Character hat, überhaupt nicht berührt haben, wenn solcher nicht mit so vielen Ansprüchen in die größere Oeffentlichkeit getreten wäre, so daß es mir nun

auch im Interesse der Kunst und des Publikums als geboten erschien, hierauf näher einzugehen, zumal der Bau von einer architektonischen Stelle ausgeführt ward, von welcher man, wie schon bemerkt, wenn nicht selbst Mustergebendes, doch jedenfalls Nachahmungswerthes verlangen kann. Da aber eine solche Nachahmung hier ohne eine gehörige Sichtigung der Sache unbezweifelt nur mit Nachtheil sowohl für die Kunst als das Publikum verbunden ist, so schien es mir daher auch um so mehr Pflicht zu sein, ebenfalls mit einer kritischen Beleuchtung auf diese neue Kirche aufmerksam zu machen. Es soll mir übrigens, was dem Architekten von diesem Bau betrifft, schon um der Kunst wegen, lieb sein, wenn die Kritik bei der etwaigen Beurtheilung seiner andern architektonischen Werke mehr zustimmend sich aussprechen kann, namentlich auch bei seinem Schloßbau in Herdringen, der ebenfalls mit Eklat in die größere Oeffentlichkeit eingeführt worden ist.

Jena, im November 1854.

E. Kopp.

II.

Bemerkungen
über die Anwendung des Spitzbogenstyls zu unsern baulichen Bedürfnissen.

Mit Bezugnahme auf das neue Kölnische Museum und einem Hinblick auf unsere architektonischen Kunstanstalten.

In der Beilage zu Nr. 293 der Kölnischen Zeitung sucht **E. W.** über den jetzt in Köln beabsichtigten Neubau eines Museums besonders nachzuweisen, daß der Spitzbogenstyl zu dieser Ausführung nicht passend sei [1]). Bei der Wichtigkeit und dem Interesse, den dieser Gegenstand nicht allein für den vorliegenden Fall sondern für unser Bauwesen überhaupt hat, veranlaßt mich diese Ansicht, mit Hinweisung auf Das was ich über die Anwendbarkeit des Spitzbogenstyls in meinen architektonischen Werken schon ausgesprochen habe, darauf in dem Folgenden näher einzugehen. Zuvor aber

Spätere Bemerkung. 1) Nach der Beilage zur Kölnischen Zeitung Nr. 299 ist inzwischen dieser Gegenstand bereits dahin geordnet worden, daß der Museumsbau im „angelsächsischen" oder im „sogenannten Tudor-Style" ausgeführt werden soll. Die Entscheidung wäre sonach wesentlich im Sinne der nachfolgenden Beurtheilung ausgefallen; wobei nur zu wünschen bleibt, daß statt der Tudor-Stylformen unsere jedenfalls mehr als diese ausgebildeten Spitzbogenformen in Anwendung kämen.

werde ich mir einige Bemerkungen zu dem gedachten Artikel selbst erlauben.

Zustimmen kann man dem Verfasser nur, wenn er die Frage über die Wahl des zum Bau anzuordneten Styls als eine „der wichtigsten der ganzen Angelegenheit“ ansieht; auch verlangt, daß das Werk „als ein monumentales, auch eine Zierde der Stadt werden“ und überhaupt „dem heutigen Standpunkte der Baukunst entsprechen“ möge; wie nicht weniger ferner bedingt, daß der Bau auch in seiner äußern Erscheinung seinen Zweck möglichst ausspreche. Dagegen dürften die „Bedenken“, die der Verfasser gegen die Anwendung des Spitzbogenstyls zu diesem neuen Museumsbau anführt, eben so wenig folgerichtig als überhaupt begründet sein. Wenn in dieser Hinsicht zunächst gesagt wird: „Vor Allem bedenke man, was es heißen will, neben unserem Dome in dessen Bau-Style ein großartiges Gebäude auszuführen. Wie nahe liegt da die Gefahr, in Anlage und äußern Verhältnissen kleinlich, nichts weniger als monumental zu erscheinen“, so läßt sich nicht absehen, wie dieses eine Behinderung für die Anordnung des Spitzbogenstyls sein kann. Vielmehr kann solches nur dazu auffordern, selbst wenn dieses nicht schon durch die an die Baustelle stoßende „im einfachsten Spitzbogenstyle des 13ten Jahrhunderts erbaute Minoriten-Kirche“, wie nicht weniger dadurch, „da man den im Klosterbau noch vorhandenen, in demselben Style ausgeführten Kreuzgang erhalten wünscht“, gleichsam bedingt würde. Daß bei einem Neubau im Spitzbogenstyl namentlich auch in den bemerkten Punkten gefehlt werden kann, ist wohl möglich. Doch liegt eine solche Befürchtung nicht mindesten in gleichem Umfange auch bei der Wahl eines jeden anderen Baustyls vor? An dem Spitzbogenstyl als solchen liegt es wenigstens, bei seiner gleichsam für unsere Bedürfnisse ausschließlich geeigneten Bildungsfähigkeit, nicht, wenn gefehlt würde. Da aber zu einem Museum „weder das Alterthum noch das Mittelalter Vorbilder lie-

fern", noch auch, wie man hinzufügen kann, die Neuzeit dazu tadelfreie Muster zeigt [1]), so wird es für den vorliegenden Fall nur um so nöthiger, daß die Sache in umsichtige und bildungsfähige Hände gelegt wird. Daß „der Spitzbogenstyl" als „ursprünglicher Kirchenbaustyl" bezeichnet wird, kann zugegeben werden, nur ist nicht einzusehen wie derselbe „auf die bürgerliche Baukunst angewandt, in seiner constructiven Einfachheit zu ernst, zu nüchtern, zu monoton" sein soll. Eben so wenig ist anzunehmen, daß dieses Letztere „schon die Architekten des 14ten und 15ten Jahrhunderts in Frankreich, Belgien und besonders in England, wenn sie großartige Bauwerke „zu weltlichen Zwecken in diesem Style ausführen sollten", fühlten, indem sie „durch mannichfaltige Unterbrechungen der Hauptlinien, durch Vorbauten, Erker, durch bis zur Ueberladung angewendete Ornamentik, durch überreiches Maßwerk und phantastischen Bildschmuck dem Auge gefällig zu werden, das ernste Monotone der im Style gegebenen Grundformen zu beseitigen" gesucht hätten; oder endlich, daß „die Abneigung gegen die ernste Monotonie des ursprünglichen Spitzbogenstyls", „die Baukünstler zu der freien, weniger constructiv-strengen Behandlung desselben" gebracht hätte. Es ist ohne Zweifel für jeden unbefangenen Sachkenner überflüssig auf das Unbegründete dieser dem Spitzbogenstyl als solchen gemachten Anstände hier näher einzugehen. Für die große, angemessene und ausreichende Bildungsfähigkeit desselben bei der bürgerlichen Baukunst, liefern schon die in diesem Style für dergleichen Zwecke ausgeführten älteren Gebäude hinlängliche Beweise. In den Fällen aber, wo die erwähnten Anstände mehr oder weniger vorkommen sollten, treten solche dagegen nicht auf Rechnung des Styles selbst, sondern auf Ausnahmefälle oder auf allgemeine Zeit-, Orts- oder Kunstverhältnisse überhaupt, wie

1) Vergleiche die hierauf bezüglichen Artikel über das Münchener und Berliner Museum in den 1 — 3 Hefte d. Bl.

es vergleichsweise eben so unrecht wäre, wenn man die ähnlichen Ausartungen die der griechische Styl in der römischen Zeit oder noch späterhin erlitten hat, diesem selbst zurechnen wollte. Wenn aber „unsere Styl-Puristen" dergleichen verwerfliche Fälle „Abarten und Entartungen nennen", so sind solche doch unbezweifelt mehr im Rechte und verdienen deshalb jedenfalls mehr Berücksichtigung und Anerkennung als Diejenigen, welche die Styl-Manieren oder das Unconsequente auch weiterhin zur Anwendung bringen wollen.

Wird weiter gesagt: „Sollte der Spitzbogenstyl nun zum Bau des Museums angewendet werden, so muß er für die Facade ein äußerst reicher, freier werden, möglichst leicht, denn wir bauen ein Museum, und heiter ist die Kunst! Die einfachen Formen des Styles im Aeußern mögen zu einem Kloster passen, sind aber zu ernst, zu monoton für ein Museum. Bauen wir nun eine reiche Façade oder überhaupt im Spitzbogenstyl, so muß das Innere des Baues, wollen wir einen monumentalen Bau schaffen, auch in seiner Anlage und Ausführung dem Aeußeren entsprechen. Da giebt es nun Kreuzgewölbe für die Haupteingänge mit reichen Gratwerken, reiches Täfelwerk, Bekrönungen der Fenster und Thüren, schön in Holz construirte Decken, und wie die tausenderlei Dinge heißen, die nöthig sind zur innern Ausstattung eines solchen Baues, soll er ein heiterer werden, dem hier vorgeschriebenen Zwecke eines Museums entsprechen, nicht das Gepräge des Ernstes eines Klosters haben, wie es der Fall ist, bleibt man im Innern im gothischen Style einfach. Wir hörten auch die Meinung aussprechen, man solle nur das Aeußere gothisch halten und könne dann die innere Anlage nach Gutdünken zweckmäßig ausführen. Schämen müßten wir uns aber, wollten wir nur (man halte den kölnischen Ausdruck uns zu Gute) einen bloßen Flabes hinsetzen. Was da gebaut wird, muß ein Ganzes, muß etwas Monumentales, der Stadt Würdiges werden, das die kommenden Geschlechter noch anerkennend loben sollen."

„Käme der gothische Styl zur Anwendung, so könnte nur, wie gesagt, von dem reichen ausgebildeten die Rede sein, der allenfalls im Innern etwas einfacher zu halten wäre. Wer würde hier dann aber die Kosten zu einem solchen Baue aufbringen? Und daß ist doch wohl eine der Hauptfragen. Es müßte in der ganzen Anlage und Ausschmückung nur gediegene Arbeit vorkommen, Stuck und Cement kann da nicht aushelfen, nicht die modische Scheinbauerei mit ihrem armseligen Blenden und Verkleistern, es müßte ein durch und durch bis zum kleinsten Ornamente, bis zum einfachsten Maßwerke gediegenes Werk werden — und was sollte ein solcher Bau kosten?"; so wird Dieses blos deshalb angeführt, weil die hier besonders für den Reichthum und die Consequenz des Spitzbogenbaues gestellten Anforderungen und Bedingungen, natürlich auch bei der Vergleichung mit einem andern Styl oder bei der Anwendung eines andern Baustyls selbst, in gleicherweise mit maßgebend werden müßten. Dieses Letztere wird aber gewöhnlich von den Gegnern des Spitzbogenstyls gar nicht oder nicht reiflich und unparteiisch genug überlegt. Uebrigens ist die „Meinung", blos „das Aeußere gothisch" zu halten, insoweit nicht ganz verwerflich, als bei einem Museum innere, für sich abgeschlossene und lediglich zur Aufstellung von, nach Zeitabschnitten geordneten, Kunstwerken bestimmte Räume, zur Beförderung der allgemeinen Harmonie, auch in ihren architektonischen Einrichtungen in einem wo möglich gleichen oder zeitgemäßen Style mit den aufgestellten Kunstgegenständen selbst zu halten sind.

Endlich wird noch gesagt: „Von dem gothischen Style kann nach unserem Dafürhalten nicht die Rede sein, in Betracht der angeführten Gründe. In welchem Style soll denn gebaut werden? Wir wollen es uns nicht anmaßen einer anderen Stylart das Wort zu reden, weisen aber auf den einfachen florentinischen hin, in dem auch Cosmus I., der Medicäer, das erste Museum Italiens in Florenz bauen

ließ, oder auf den der französischen Renaissance, und selbst auf den Styl Ludwig's **XIV.**, die in ihrem heiteren Formenreichthume der schaffenden Phantasie des Architekten ein weites Feld bieten, der, wie wir Eingangs bemerkten, nie vergessen darf, daß er ein Museum zu bauen hat und daß ernst das Leben, heiter die Kunst ist." Zunächst fällt hier die große Bescheidenheit des Verfassers auf. Nachdem derselbe nämlich den Spitzbogenstyl mit dem angenommenen vollen Gewichte eines Sachverständigen zergliedert und als ganz verwerflich dargestellt hat, scheint er gleichwohl am Ende in Verlegenheit zu sein, was für einen andern Baustyl er nun an dessen Stelle vorschlagen soll und deutet, gleichsam wie verlegen, nicht etwa auf einen andern reinen Styl, sondern auf bloße Stylmanieren hin. Und in der That, diese Bescheidenheit ist hier ganz an ihrem rechten Ort, indem der Kern oder das eigentliche Sächliche des Vorschlags gerade das Verwerflichste des ganzen Aufsatzes mit enthält. Denn 1) gewähren bekanntlich die vorgeschlagenen Styl-Manieren nur eine mehr oder weniger unvollständige Ausbildung oder eine eingetretene Verbildung, von frühern vollständigen Baustylen, und haben daher an sich nur einen sehr beschränkten architektonischen Kunstwerth; 2) kosten solche in der Ausführung bei einem Vergleich mit dem Spitzbogenstyl, wenn dabei in der Anordnung und Behandlung des Einzelnen und Ganzen ein gleicher Maßstab eingehalten wird, wenigstens eben so viel wie dieser; 3) ist außerdem die florentinische Stylart in ihren, bekanntlich auf das Feste, das Burgartige basirten Formen, so monoton, einfach und so wenig bildungsreich, wie es nur irgend bei einem andern, bei dem fraglichen Bau in Betrachtung tretenden Styl der Fall sein kann. Was der Verfasser übrigens mit dem öfter wiederholten Ausdruck: „ernst ist das Leben, heiter die Kunst" eigentlich meint, ist nicht näher zu ersehen. Beabsichtigt derselbe aber, wie es scheint, damit einen Stein auf den Spitzbogenstyl zu werfen, daß dieser zu einem Museum

zu ernst sei oder nicht passend genug gebildet werden könnte, so wäre dieses eben nur ein weiterer unbegründeter Vorwurf gegen denselben. Denn obwohl dieser Styl bei dem Kirchenbau ganz angemessen einen ernsten und erhebenden Eindruck giebt, so ist derselbe im Uebrigen doch auch zu anderen baulichen Zwecken so zierlich und leicht zu formen, daß dergleichen Gebilde, wie nur irgend ein anderer Styl sie geben kann, einen heiteren Eindruck für die Ansicht gewähren.

Diese Bemerkungen zu den gedachten Zeitungsartikel sind umfangreicher geworden als im Eingange beabsichtigt war; doch dienen solche zugleich in mancher Hinsicht auch zur Vervollständigung und Abkürzung der folgenden Erörterung über das Princip und die Anwendung des Spitzbogenstyls selbst.

Die spitzbogige Bauart kann, faßt man deren Natur kurz zusammen, als eine formale Gestaltung betrachtet werden, die zunächst durch ihre im Allgemeinen in die Höhe strebende, hauptsächlich auf das gleichseitige Dreieck gestützte Richtung, in ihrem Entstehen durch die damalige religiöse Stimmung besonders für kirchliche Gebäude mit hervorgerufen und gefördert wurde. Dabei erhielt sie aber zugleich, indem namentlich bei den Wandöffnungen und Raumbedekkungen, die spitzbogigen Wölbungen weniger ausgeprägt und gleichsam blos vermittelnd durch andere Verzierungselemente ausgedrückt wurden, von dem practischen Sinn unserer Vorfahren eine solche weitere Ausbildung, daß sie auch den übrigen bürgerlich-baulichen Bedürfnissen und Zwecken, wo das Emporstrebende weniger angemessen war, ganz entsprechen konnte. Außerdem suchte man solche hierbei auch von der Annahme irgend eines Theiles von der griechischen Säulenarchitektur, wegen der principiellen Verschiedenheit in den Formen fern zu halten. Sie kann demnach in letzterer Beziehung auch als eine verfeinerte und gereinigte Weiterbildung des frühern Rundbogenstyls gelten, indem sie beson-

ders die hier als wesentlich mit vorkommende corrupirte Zusammenstellung der Säule mit dem Bogen beseitigte.

Bei der spitzbogigen Bauart ist sonach im Ganzen der Spitzbogen an sich, oder eine ausschließliche spitzbogige Formbildung, nicht als das wesentliche Merkmal derselben anzusehen, sondern blos als ein Gesammtausdruck oder als eine allgemeine Benennung dafür zu nehmen.

Dieses gedachte Verhältniß in der Höhenbildung des Spitzbogenstyls benutzen aber besonders die Gegner desselben zu den Vorwurf, daß derselbe, indem sie überall spitzbogige Höhenformen voraussetzen, für unsere profanen Gebäude nicht angemessen und passend sei. Nun ist zwar ein solcher Vorwurf nicht ganz unbegründet, da die Anwendung des vollen Spitzbogens, namentlich an den Fenster- und Thüröffnungen am Aeußern der Gebäude, consequenterweise auch für die innern Räume derselben eine spitzbogige Ueberwölbung bedingt. Hierzu würde aber die zu einer solchen Anlage nöthige Höhe der innern Räume fehlen; während dabei die etwaige Anordnung von wagerechten Decken, ganz abgesehen von der Sicherheit rc., die massive Ueberwölbungen außerdem bieten, zu dem spitzbogenförmigen Schluß der Oeffnungen nicht harmonieren würden. Man übersieht aber hierbei nicht ohne Absicht, daß dieses Verhältniß zunächst auch bei dem Rundbogenstyl eintritt, indem hier namentlich die halbkreisförmig geschlossenen Thür- und Fensteröffnungen ebenfalls eine solche Ueberwölbung der innern Räume verlangen. Nicht weniger findet ein gleiches Verhältniß, doch in einer umgekehrten Formgestaltung, bei dem griechischen Styl statt, sobald hier für die innern Räume massive oder feuersichere Decken als nothwendig vorausgesetzt werden, da in einem solchen Falle die stylgemäßen scheit- oder wagerechten Decken nur in einer sehr beschränkten und raumverhindernden Weiseausgeführt werden können, gewölbte Decken dagegen hier nicht stylgemäß sind. Sodann kann der Umstand, daß der Spitzbogenstyl, gleichsam in einer erhöhten Po-

tenz, oder in seiner ausgebildetsten Weise, durch seine Formbildung nicht allein, wie allgemein anerkannt ist, unseren religiösen Bedürfnissen vollständig und ausschließlich entspricht, sondern diesen auch damit den profanen Gebäuden gegenüber eine besondere formale Auszeichnung verleiht, dem Style nicht zum Nachtheil sein, sobald nur das ganze Princip desselben dadurch nicht wesentlich verletzt wird; vielmehr muß eine solche Gestaltungsfähigkeit des Styles nur zu seinem Vortheil und zu seiner Empfehlung gereichen. Daß aber das Princip des Spitzbogenstyls selbst, durch die aus der Anwendung des vollen Spitzbogens bei den kirchlichen Gebäuden und des wagerechten Sturzes bei den bürgerlichen Gebäuden entstehende formale Verschiedenheit, nicht wesentlich verletzt wird, ist besonders dadurch erreicht worden, daß jene characteristischen Verzierungs-Elemente, mit welchen der obere Theil der spitzbogigen Oeffnungen ausgefüllt ist, ebenfalls auch oben bei den Oeffnungen mit wagerechtem Schluß angebracht worden sind. Durch diese Anordnung, verbunden mit der in diesen Fällen auch gleichmäßig beibehaltenen sonstigen, dem Style eigenthümlichen Formen und Gliederungen, gestaltete sich derselbe erst recht eigentlich, sowohl früher als auch jetzt noch, eben so angemessen als practisch für das Leben. In ähnlicher Weise war Dieses auch seiner Zeit mit dem griechischen Styl der Fall, indem hier ebenfalls besondere Formbildungen ausschließlich für den religiösen Zweck oder für den Tempelbau reservirt waren, die nicht bei den profanen Gebäuden angewendet werden durften. Uebrigens ist bei der fraglichen Verschiedenheit der Formgestaltung im Schluß der Oeffnungen, mit dem vollen Spitzbogen und dem wagerechten Sturz, besonders in England schon früher ein vermittelnder Weg eingeschlagen worden. Hier ist nämlich bei den profanen Gebäuden auch sehr häufig der gedrückte Spitzbogen angewendet, und diesem Zweige überhaupt da eine weitere mannichfaltigere Ausbildung gegeben worden, als es bei uns geschehen ist; obwohl sonst der Spitzbogen-

bau daselbst, sowohl im Ganzen als im Einzeln, nicht jene reine und consequente Ausbildung erhalten hat, wie sie vorzugsweise Deutschland mit seinen ältern Gebäuden aufweisen kann. Bei der Anwendung des gedrückten Spitzbogens ist auch der Vortheil nicht zu übersehen, den hier zugleich die Anordnung von Verdachungsgesimse über den Oeffnungen gewähren kann. Durch die Anbringung solcher wagerechten Gesimse wird nämlich die emporstrebende Richtung des Spitzbogens an diesen Stellen wieder gemäßigt oder gleichsam wagerecht ausgeglichen; wodurch besonders die Harmonie der ganzen Gebäude in den Fällen wesentlich befördert wird, wo jene ein gedrücktes oder ganz flaches Dach erhalten sollen.

Wenn sonach der Spitzbogenstyl in seinen Hauptformen und Verhältnissen unseren verschiedenen baulichen Bedürfnissen in ganz geeigneter Weise entspricht, so ist dieses auch nicht weniger mit seinen speciellen Theilen und Verzierungen der Fall. Indem sich derselbe, wie schon gedacht, besonders von der Anwendung der für das ganze spitzbogige Princip, sowohl in constructiver wie in formaler Hinsicht nachtheiligen Säule [1]) befreite, gewährt er ebenso für das Schwere

1) Den Gegnern des Spitzbogenstyls giebt zwar auch noch jene bandförmige Gliederung, die gewöhnlich oben an den Gewölbepfeilern zwischen diesen und den Gewölbeschenkeln vorkommt, die Veranlassung zu der Anführung, daß dieses kapitäl- und säulenartige Bildungen ergäbe. Hiervon sind aber diese in Anordnung und Umfang gleichweit entfernt. Die besonders aus Rundstäben und Hohlkehlen bestehende Form der Pfeiler, wie sie der Styl zu seiner leichtern und belebtern Gestaltung überhaupt bedingt, würden sich nämlich an dieser Stelle mit den Gewölbebögen und den Rippen, wegen der in der beiderseitigen Gliederung so verschiedenen Profile, um so weniger zu einer gefälligen Form vereinigen, je umfänglicher und reicher die Gliederung von diesen Theilen ist. Zu einer bessern Vereinigung oder schöneren Verbindungsform von den Pfeiler- und den Gewölbetheilen wurde daher jene gedachte bandförmige Gliederung angeordnet. Sie ist dabei um so geeigneter, als solche sehr angemessen an dieser Stelle gleichsam eine Umgürtung der hier zusammenstoßenden kleinern Theile bildet. Dieses Gurtgesimse selbst kann aber, theils bei seiner zum

und Ernste, wie für das Leichte, Zarte und Zierliche eine Bildungsfähigkeit, wie solche weder der griechische, noch der Rundbogenstyl ohne Beugung ihrer grundsätzlichen Verhältnisse zulassen. Diese Eigenschaften des Spitzbogenstyls machen denselben auch vorzugsweise mit zu der Anwendung des jetzt bei unseren Bauausführungen in größerer Betrachtung tretenden Eisens ganz geeignet; da die schwachen und zarten körperlichen Formbildungen, die diesem Material eigenthümlich sind, zu dem Spitzbogenstyl mehr als zu jedem andern Style passen.

Bei den Bauausführungen im Spitzbogenstyl selbst wird ferner vorausgesetzt, daß derselbe dabei möglichst einfach zu halten, diese Einfachheit aber in reinen Formen und Verhältnissen zu gestalten ist. Besonders sind dabei auch jene Gebilde zu vermeiden, die demselben in der Zeit seines Verfalls durch Künstelei oder Ueberladung hinzugefügt wurden. Nur zu häufig wird von diesen Verwerflichen noch einerseits von den Freunden des Styles bei den Bauausführungen in Anwendung gebracht und dadurch der weiteren Förderung so wie dem Style selbst geschadet; während andererseits von den Gegnern des Styles diese Ausartungen, als wären sie in dem Systeme selbst gegründet, dargestellt und demselben zum Vorwurf gemacht werden. Es bildete dieser verwerfliche Theil von Formen bei den älteren Gebäuden, mit anderen Worten, lediglich aber nur den Zopf vom Spitzbogenstyl;

Durchmesser des Pfeilers ganz geringen Höhe, theils weil die schwachen Rundstäbe an den Pfeilern an sich nicht für Säulen genommen werden können, eben so wenig mit einem Kapitäl bezeichnet werden, als wenn man bei einer Bogenstellung das Gesimse oder den Kämpfer zwischen dem Pfeiler und der Bogeneinfassung als ein Pilaster-Kapitäl benennen wollte. Wo die Pfeiler und die Gewölberippen in ihrer Form sehr einfach sind, können übrigens, wie dieses besonders bei alten Kirchen in Sachsen oft vorkommt, die bemerkten obern Pfeiler-Gesimse auch ganz wegbleiben, indem dann die Gewölberippen an die Pfeiler sich auslaufend anschließen.

der vielleicht damals am Großartigsten und Kunstvollsten an dem Ulmer-Münsterbau in Stein geflochten worden ist. Eben so wenig wird jene reiche Verzierung überhaupt, die an vielen der älteren im Spitzbogenstyl ausgeführten Gebäuden angebracht ist und oft das Ganze davon überdeckt, von dem Princip dieses Styles selbst bedingt. Wenn auch der Reichthum an sich, den der Spitzbogenstyl in seinen Verzierungsgebilden gewährt, durch die Mannichfaltigkeit, in welche diese noch verändert werden können, gleichsam unerschöpflich ist, so ist doch um so mehr mit der Anwendung desselben gut Haus zu halten, als bei der Beweglichkeit und Verschiedenheit, die der Spitzbogenstyl in seinen Formen für den Anblick überhaupt gewährt, eine Ueberladung mit Verzierung für die Totalansicht solcher Baugegenstände eher nachtheilig als vortheilhaft wird. Nur zu viel wird übrigens jetzt außer andern Formen auch diese reiche Quelle der Verzierungen des Spitzbogenstyls von den Vertretern des Rundbogenstyls mit benutzt, um ihre Werke damit zu schmücken. Gleichwohl wird aber von den Gegnern des Spitzbogenstyls dieser vorhandene Reichthum von Verzierungs-Elementen, sowie die verwerfliche Fälle von deren zu häufigen Anordnung, ebenfalls mit zu einem Vorwande genommen, indem man Dieses als vom Styl bedingt aufstellt, um den Spitzbogenstyl bei einem Vergleich mit anderen Stylen als zu kostspielig für die Ausführung darzustellen und von dessen Anwendung abzuschrecken. Man verschweigt aber dabei wohlweißlich, daß man, wie schon gedacht, von dieser Verzierung selbst anwendet, oder für seinen Styl überhaupt einen andern billigern Maßstab, sowohl für die Verzierung als der soliden Ausführung des Ganzen zu Grunde legt.

Uebrigens werden alle diese, dem Spitzbogenstyl von seinen Gegnern zum Vorwurf gemachten Nachtheile, zumal bei einer unbefangenen Vergleichung desselben mit anderen Baustylen, wie ein Nebel vor der Sonne verschwinden, so bald nur hauptsächlich jene Personen die zur Förderung und

Ausbildung der Kunst eine nähere Verpflichtung übernommen haben, durch tiefere Kunst-Studien zu der Einsicht gelangen, daß es, um die anerkanntermaßen bei uns jetzt sehr im Argen liegenden Architektur zu heben, vor Allem nöthig ist, daß dem Spitzbogenstyl mehr Aufmerksamkeit und Unterricht gewidmet werden muß, als dieses bisher geschehen ist. Besonders fällt dabei unseren architektonischen Bildungsanstalten viel Nachtheiliges zur Last. Es möchte nicht zuviel gesagt sein, wenn man hier annimmt, daß gewöhnlich bei dem betreffenden Lehr-Personale so gut wie gar keine nähere Kenntniß von dem Spitzbogenstyl vorhanden ist; obwohl wir uns schon durch die Leistungen unserer Vorfahren vor allen Andern verpflichtet fühlen müßten, das spitzbogige Bau-Princip zu pflegen und dahin weiter zu bilden, daß es den von der Zeit bedingten baulichen Anforderungen fortwährend entspräche. Wie kann es aber unter solchen Umständen anders kommen, daß im Publicum noch so wenig richtiges Verständniß von dem Spitzbogenstyl vorhanden ist. Während für diesen bisher so wenig geschah, wurde hingegen von den maßgebenden Einflüssen und sonstigen Verhältnissen des Tages möglichst begünstigt, besonders dem Rundbogenstyl die größte Aufmerksamkeit und Unterstützung gewidmet, so daß gleichsam dadurch die Vorliebe der Schüler für diesen Styl, so verwerflich derselbe auch sonst wegen seinem corrupirten Formen-Princip ist, in's Fleisch und Blut übergetragen wird und auf längere Zeit hinaus verderblich auf unser Bauwesen wirkt. Außerdem bleibt bei den generellen Stellen unserer architektonischen Anstalten besonders zu erwägen, daß während sich diese mit einer sachgemäßen Auffassung und Anordnung für ihr Wirken ein bleibendes ehrenvolles Andenken bewahren könnten, dieses in umgekehrten Fällen um so weniger eintreten wird, als eben die Zerfahrenheit der heutigen Baukunst nicht mit Unrecht wesentlich den gedachten Anstalten mit zugerechnet wird. Es liegt demnach nicht, wie man hier noch erläuternd hinzufügen kann, wie manche

glauben, an unseren architektonischen Anstalten oder Kunstschulen als solchen, auch eben so wenig an den Regierungen, da in Wahrheit von dieser Seite der Kunst sowohl zu ihrer Aus- und Weiterbildung, als zu ihrer practischen Anwendung selbst, so viele Unterstützung und Gelegenheit gegeben worden ist, wie nur irgend in einer frühern Zeit. Es liegt vielmehr, kurz gesagt, wenn die gedachten Anstalten zur Zeit den an sie mit Recht gestellten Forderungen nicht genügend entsprechen, lediglich an ihrer Organisation und deren weitern sachgemäßen Handhabung. Nur wenn das Letztere geschieht, wird man dann, obwohl zu dem höchsten und schönsten Ziele der Kunst auch noch andere Wege führen, am wenigsten Ursache haben von dem Endergebniß unserer architektonischen Bildungsanstalten mit Semper[1]) sagen zu können: daß unsere Kunst-Akademien jetzt wenig mehr, als Versorgungsanstalten für Professoren wären. Inzwischen werden die wahren Freunde des Spitzbogenstyls, selbst unter diesen bemerkten ungünstigen Umständen, den Muth zu ihrem Streben um so weniger verlieren, als das Gute und Wahre auch hier früher oder später den Sieg erringen wird. Dieser Zeitpunct wird aber unbezweifelt für den Spitzbogenstyl um so eher eintreten, jemehr die Vertreter des Rundbogenstyls fortfahren ihre Arbeiten mit dazu nicht passenden fremden Federn zu schmükken, indem dadurch das Characterlose und Verwerfliche derselben noch um so früher und auffallender an das Tageslicht kommen wird.

Jena, im November 1854.

E. Kopp.

1) Vergleiche dessen „Wissenschaft, Industrie und Kunst. 1852.“ Wobei sich aber unwillkürlich der Gedanke mit aufdrängt, daß derselbe, wie sich das kritisch an seinen eigenen Schöpfungen leicht nachweisen läßt, auch nicht eben in der Hauptsache der Baukunst, den reinen Styl, diese seine eigene Aufstellung groß entkräftet hat.

III.

Die Restauration des hohen Chor's vom Münster in Aachen.

Bei meinem neulichen Besuch dieser Kirche nahm besonders auch die jetzt am hohen Chor stattfindende Restauration meine Aufmerksamkeit in Anspruch. Diese Instandsetzung ist sehr umfangreich, und giebt solche diesem Theil von der Kirche gleichsam das Ansehen, als wenn derselbe ganz neu aufgeführt worden wäre. Es werden nämlich an der äußern Seite von den Umfangsmauern des Chor's nicht allein die von der Zeit hauptsächlich angegriffenen oder beschädigten Stellen ergänzt, sondern die ganzen Mauerflächen werden dabei etwas mit über- oder abgearbeitet. Es ist dieses eine Methode, die bekanntlich in Paris bei der Restauration der alten Gebäude oft angewendet wird, und die auch in allen Fällen als zweckmäßig anzunehmen ist, wo nicht allein die alten Wände stellenweis beschädigt, sondern ihre ganzen Flächen von dem Einfluß der Witterung angegriffen sind. Durch diese gänzliche Abarbeitung erhalten besonders die einzelnen Gliederungen wieder ihre schärferen und wirksameren Umrisse, während zugleich das Bunde, welches sonst das bloße Einsetzen der nöthigen neuen Steine zu den übrigen alten veranlaßt, am ersten beseitigt wird. Soweit es das Ansehen ergiebt, wird zugleich dieser Theil von

der fraglichen Restauration mit vielem Fleiß und großer Umsicht ausgeführt.

Weniger angemessen und empfehlenswerth erschien mir hingegen dabei die neue Ausfüllung der Fensteröffnungen, sowohl in den steinernen Rippen- oder Maßwerk als in der farbigen Verglasung selbst. Bei dem Rippenwerk mögen vielleicht die Marken von der frühern alten Rippenabtheilung mit maßgebend gewesen sein. Die lothrechten Fensterabtheilungen sind nämlich sehr breit gehalten. Wenn eine solche Anordnung auch vortheilhaft für die Ausfüllung mit Glasgemälden, besonders für größere oder zusammenhängende Darstellungen ist, so bedingt sie dagegen zunächst styl- und sachgemäß zur Dämpfung der dadurch gebildeten größern Lichtflächen, auch um so mehr eine Glasausfüllung von dunklen oder tiefen Farbentönen, was hier aber nicht ausgeführt worden ist. Dann sehen die lothrechten Rippen selbst, theils zu diesen breiten Abtheilungen, theils besonders zu den oben in den Spitzbögen befindlichen, mehr dichter stehenden Rippenverzierung, die sich ohnedem wegen der in der Höhe sich zum Theil mit ergebenden Seitenansicht, noch stärker darstellt, zu schwach aus. Auch ergeben sich dabei die Querabtheilungen nicht als passend zum Styl, und gehören solche überhaupt mehr der englischen Bau-Manier an. Eben so wenig erschien mir ferner im Allgemeinen die farbige Verglasung dieser Fenster selbst empfehlenswerth. Nicht allein, daß schon die breiteren Fensterabtheilungen für das Auge eine Dämpfung der großen Lichteinströmung durch dunklere oder tiefere Glasfarbentöne verlangt hätten, war eine solche Ausführung dadurch noch mehr bedingt, daß hier durch die besonders dichtstehenden großen Fenster das Chor um so lichtvoller gestellt wird. Gleichwohl ist diese styl- und sachgemäße Dämpfung des reichlichen Lichtes durch eine dazu geeignete Glasausfüllung nicht erfolgt, vielmehr diese sehr licht gehalten worden. Außerdem ist auch die bei den einzelnen Fenstern in den vorherrschenden verschiedenen Farben-

tönen vorhandene gegenseitige Symmetrie selbst nicht eben schön und einnehmend. Ich wurde in dieser Ansicht von den Chorfenstern, wie ich mir erlaube zur nähern Begründung derselben hinzuzufügen, noch mehr bestärkt, als ich einige Tage später damit die Chorfenster in der Hauptkirche in Lille vergleichen konnte. Wie ganz anders und jedenfalls viel sachgemäßer ist hier dieselbe Aufgabe gelößt worden. Meine Ansicht von den fraglichen Chorfenstern scheint übrigens auch von Anderen getheilt zu werden, namentlich erst kürzlich von einem Berichterstatter in der Allgemeinen Augsburger Zeitung.

Endlich schien mir in diesem hohen Chore der ganze Altar nicht harmonisch und großartig genug, sondern viel zu beschränkt und kleinlich zu sein. Dieser Theil kam mir gleichsam als etwas zu nüchtern und nicht passend zu dem Ganzen vor; doch will ich hier gern meine Ansicht derjenigen von Eingeweihtern ohne weiteren Vorbehalt unterwerfen.

Jena, im November 1854.

C. Kopp.

IV.

Bemerkungen zu den architektonischen Ordnungen.

Mit Zugrundelegung:

„die architektonischen Ordnungen der Griechen, Römer und neueren Meister"

von J. M. v. Mauch. Vierte verbesserte Auflage. Berlin, 1855. F. Riegel.

Vorwort.

Durch gefällige Mittheilung kam mir diese neueste Zusammenstellung der architektonischen Ordnungen von Mauch zur Hand. Die nähere Durchsicht derselben gab zugleich die Veranlassung die nachfolgenden Bemerkungen zum Behuf einer von mir schon seit längerer Zeit beabsichtigten Darstellung von Säulenordnungen zu notiren. Da ich jedoch an die nähere Bearbeitung dieses Unternehmens jetzt nicht komme, so mögen solche im Interesse der Kunst, wo sie vielleicht als Commendar zu den Säulenordnungen überhaupt mit dienen können, zur weiteren Einsicht hier besonders folgen.

Zunächst verdient der Verfasser für diese neue Arbeit eine lobende und dankende Anerkennung. Wenn auch eine solche Darstellung der wesentlichsten Theile von älteren Gebäuden, wo die vorliegenden Ordnungen zur Anwendung gekommen sind, für die Kunst an sich keine eigentliche Förderung oder Weiterbildung gewährt, so ist diese doch ganz

geeignet zu deren näheren Erkennung und Weiterbildung viel beizutragen, zumal wenn die Zusammenstellung mit so viel Einsicht und Kenntniß geschieht, wie sie hier vorliegt. Besonders verdienen dabei jene Darstellungen die größte Würdigung, welche der griechischen Zeitperiode angehören, da solche, wenn ihr Styl auch zur Zeit unseren baulichen Bedürfnissen selbst nicht mehr entsprechen möchte, dennoch nicht allein bei den Architekten, sondern gleich den Studien von anderen klassischen Gegenständen, zur Ausbildung des Verstandes und des Geschmackes bei Jeden wesentlich beitragen können. Mit großer Vorsicht in der Wahl sind dagegen die übrigen Darstellungen aus der spätern und neuern Zeit zu nehmen. Mehr oder weniger ist hier an die Stelle der griechischen Einfachheit, Schönheit und Zweckmäßigkeit, so wie der ganzen organischen Bildung, theils Ueberladung in der Verzierung, theils Ausartung in den einzelnen Theilen und ihrer Verhältnisse selbst, theils endlich in ihrer constructiven Verbindung eingetreten, so daß der Verfall der Kunst an diesen Gegenständen dem sachverständigen Auge nur zu deutlich sichtbar wird. Deshalb haben diese letzteren Darstellungen für die Kunst selbst auch keinen besondern Werth, und sind daher nur in soweit für geeignet und beachtungswerth anzusehen, als sie die Vollständigkeit der Sammlung vermehren und dadurch die Vergleichung der älteren Bauwerke überhaupt zum Vortheil der architektonischen Studien erleichtern. Auf diesen so ganz verschiedenen Kunstwerth des Inhaltes von dem vorliegenden Werk ausdrücklich aufmerksam zu machen, wie dieses auch der Verfasser selbst an mehreren Stellen gethan hat, schien mir übrigens im Interesse der Kunst um so nöthiger zu sein, als namentlich bei den Selbststudien, wozu auch das Werk in einer angemessenen und entsprechenden Weise dienen kann, dieses Verhältniß besonders im Auge zu behalten ist, damit nicht, wie es nur zu oft bei uns geschieht, das Verwerfliche dem Bessern vorgezogen und weiter angewendet wird.

Nicht weniger Anerkennung verdient auch die Verlagshandlung für die ausgezeichnete Ausstattung, die sie dem Werke in jeder Hinsicht gegeben hat.

Noch drängt sich mir im Interesse der Kunst der Wunsch an den Verfasser auf, daß es Demselben gefallen möge, seine Muße weiterhin besonders auch der eigenen Production in der Anwendung des griechischen Styles zu unseren heutigen baulichen Bedürfnissen zu widmen, um wo möglich diesen Styl für das Leben selbst noch brauchbarer zu stellen. Es gelingt ihm dieses vielleicht besser als es bisher bei Anderen der Fall gewesen ist. Seine umfangreichen Studien in diesem Style befähigen ihn wenigstens eben so ausnahmsweise hierzu, als sie zugleich das Gelingen des Unternehmens selbst nur erleichtern können; obwohl ich auch bei diesem günstigen Verhältniß meinen Zweifel an dem Letztern, wie es bisher geschah, nicht verbergen kann.

Ich gehe nun zu meinen im Eingang erwähnten Bemerkungen selbst über, und behalte dabei die Hauptabtheilungen mit bei, die der Verfasser in dem Texte seines Werkes zur leichtern Uebersicht desselben angenommen hat.

„**Einleitung.**"

Sehr treffend sagt der Verfasser Seite 3 über die Bauart der Griechen: „Bei ihnen ging Mythologie und Poesie mit den bildenden Künsten Hand in Hand, und eine begeisterte Auffassung der Naturformen führte sie nach Bewältigung des Stoffes auch in der Baukunst zu jenen musterhaften, unübertrefflichen Schöpfungen, als deren ästhetische Grundlage die Bau- und Säulenordnungen anzusehen sind, welche die Hauptbestandtheile jedes architektonisch durchgeführten Bauwerks bilden, nämlich: das Deckenwerk und seine Unterstützungen. Mit dem horizontalen Deckenwerk hängt dessen Bedeckung, das Dach und das Gesims, structiv zusammen. Ferner S. 4: „Das Grund-Princip blieb die Horizontal-Construction, womit Alles, bis auf das kleinste Detail, harmonisch durchgebildet ist. Die Griechen wendeten

nirgends gewölbte Ueberdeckungen an, obgleich ihnen dieser wichtige Fortschritt in der Technik bei den Römern, wahrscheinlich schon zu Perikles Zeit, angeblich durch Demokrit von Abdera erfunden, nicht mehr fremd sein konnte." Um so mehr fällt es aber auf, wenn der Verfasser zu Diesem noch hinzufügt: „Wollten nun die Griechen von ihrem geradlinigten System nicht abweichen, oder bedurften sie bei ihrem vorzüglichen Material dieses Hülfsmittels nicht? Dies muß dahin gestellt bleiben." Außer dem indirecten Widerspruch, den diese Anführung gegen das zuvor Gesagte enthält, drängt sich dabei auch der Gedanke mit auf, daß der Verfasser gleichsam damit eine Brücke für den Rundbogenstyl habe bauen wollen, um der Mode des Tages für dergleichen Anordnungen zu huldigen, während es sich vielmehr von seiner großen Kenntniß des griechischen Styls erwarten ließ, daß er jenen Tagesbestrebungen offen entgegengetreten wäre. Wie ist aber bei dem griechischen Styl die Anwendung von Wölbungen nur möglich, ohne dessen Princip ganz zu beseitigen! Dann wäre ja eben das „Princip" desselben nicht mehr „die Horizontal-Construction," sondern das System eines organisch ganz anders gebildeten Styles, oder die Rundbogen-Construction. Auch das vorhandene vorzügliche „Material" kann bei der Horizontal-Construction nicht als das wesentlich Bestimmende angesehen werden, da hier bezüglich der größern wagerechten oder freiliegenden Flächen, außer den vorhandenen verschiedenen Steinarten, eine diesem Erforderniß mehr entsprechende Holzverbindung, wie der Verfasser namentlich bei dem Tempel der Nemesis, Seite 19, selbst annimmt, als ergänzend mit in Betrachtung gezogen werden müßte. Es war vielmehr die damalige Architektur in ihren Formen und ganzem Wesen dem Leben und dem besonders fein gebildeten Geschmack der Griechen angemessen, oder gewissermaßen aus Diesem mit hervorgegangen.

Zustimmen kann man dagegen nur, wenn der Verfasser bezüglich der Anwendung des Wölbens weiter bemerkt: „Bei

einem gewölbten Raume fordert aber die Consequenz in der Construction sowohl, als die Parallelität und Harmonie der Linien, daß auch die Thüren und Fenster mit gewölbten Sturzen versehen wurden;" obwohl dieser richtige Grundsatz von den Vertretern des Rundbogenstyls bei uns, besonders bei den Wohngebäuden, wo innerhalb die Decken gewöhnlich nur wagerecht gehalten werden, ganz außer den Augen gesetzt wird. Eben so angemessen wird Seite 4 im Allgemeinen im Betreff des Spitzbogenstyls gesagt: „Eine im elften Jahrhundert v. Chr. bedeutend modificirte Gewölbeform, welche aus den sich schneidenden vermehrten Gräten des Kreuzgewölbes sich bildete, die Spitzbogige, gab abermals den Hauptstoff zu einer höchst wichtigen Umwandlung des mittelalterlichen Baustyls. Dies Spitzbogengewölbe nämlich ward, da man seine Nützlichkeit sehr bald erkannte, nach vielen Versuchen mehr und mehr erhöht und durch ein ganzes System von Rippenwerk, noch so sehr erleichtert, daß es möglichst wenig Druck und Seitenschub ausübte. Hierdurch war es möglich mit verhältnißmäßig wenig Material die weiten hohen Räume der Kirchen zu umfassen. Aber auch hier erforderten sowohl die Consequenz in der Construction, als die Parallelität der Linien und die Harmonie in den Formen, daß die Fenster- und Thüröffnungen mit denselben Spitzbogensturzen gewölbt wurden; diese trugen nun die Spitzbogenform an das Aeußere, und harmonisch analog derselben mußten dann auch die Giebel und Dächer spitzig gestaltet werden. Alles Uebrige, selbst die Zierden am Bauwerke, folgte gern dieser aufstrebenden Richtung, indem sie mit dem damaligen, nach oben strebenden Geist des Christenthums im schönsten Einklang standen." Nur hätte der Verfasser hier zur Vollständigkeit noch hinzufügen sollen, daß der Spitzbogenstyl in seinem Princip, namentlich bei bürgerlichen Gebäuden, auch die Anwendung von geraden Stürzen erlaube, und daher analog zu diesem nicht allein wagerechte Decken zulasse, sondern vielmehr bedinge.

Nicht weniger einverstanden bin ich mit Dem, was der Verfasser Seite 4 zu „dem Auftreten eines neuen, noch nie dagewesenen Baustyls" sagt, und zwar um so mehr, als ich dieses schon seit Jahren in meinen architektonischen Heften dahin ausgesprochen habe, daß ich zunächst dazu die Erfindung einer neuen einfachen geometrischen Grundform bedinge, welche Erfindung mir aber, nachdem bereits die gerade Linie, der Kreis- und der Spitzbogen zu den bekannten und eigentlichen drei Baustylen verwendet ist, nicht als erreichbar erscheint.

Dagegen möchte die Hinzufügung: „Ein neuer Baustyl möchte streng genommen bei unseren gegenwärtigen Zuständen wohl schwerlich etwas anderes werden können, als ein Gemisch von schon vorhandenen Stylen — als eine neue Renaissance", keine Zustimmung verdienen. Daß die bisherigen öffentlichen Zustände sowohl im Allgemeinen, als bei den architektonischen Bildungsanstalten im Besondern, wesentlich mit zu der Zerfahrenheit der heutigen Architektur beigetragen haben und noch beitragen, ist zwar anerkannt genug. Doch wer möchte voraussetzen oder wünschen, daß Dieses auch weiterhin so bliebe. Träte solches aber wirklich ein, so würde freilich der Genius der Kunst sich auch ferner noch verhüllen und auf sein seegenbringendes Erscheinen warten lassen. Dann wäre aber zur Zeit bei uns das Zustandekommen eines vorläufigen Styles aus einem „Gemisch von schon vorhandenen Stylen", eigentlich gar nicht nöthig, da solche Formbildungen jedenfalls schon mehr als zu viel bei uns zur beliebigen Auswahl vorhanden sind. Auch würde, streng genommen, ein solches Gemisch von Stylen nicht ein wirklicher „neuer Baustyl", sondern, weil demselben die eigentliche principielle Grundlage dazu fehlte, eine bloße Bau-M a n i e r sein. Fügt der Verfasser für seine Ansicht noch hinzu: „die mit der neuen Form einer solchen neuen Erfindung künstlich-harmonische Durchbildung der übrigen Bautheile und Ornamente würde sich alsdann weniger schwer

damit in Uebereinstimmung bringen lassen", so würde freilich, wenn einmal in der Hauptsache ganz verschiedene Grundformen als harmonisch vereinbar gehalten werden, die damit verbundenen untergeordneten Theile, um so weniger dabei hinderlich sein.

Daß sich nach Seite 4 „Seit der Herausgabe der griechischen Monumente durch Stuart und Revett u. A." auch „das Studium der Architektur wieder den klassischen Epochen zugewendet" hat, kann nur als vortheilhaft für die Kunst betrachtet werden; auch ist zu wünschen, daß Solches, wie schon gedacht, auch weiterhin zur Ausbildung des allgemeinen Geschmacks geschehe. Viel weniger kann dagegen dem Verfasser zugestimmt werden, wenn er noch beifügt: „und wir erkennen in den bessern Werken der neuern Zeit ein glückliches Streben, welches auf constructivem Wege mit künstlerischer Berücksichtigung unserer Bedürfnisse und Mittel, unter Zuziehung aller vorausgegangenen technischen Fortschritte (namentlich der Kunst des Wölbens) im Geist der griechischen Kunst weiter zu bilden sucht." Ich dächte, wenn man nicht die Unkonsequenz als Richtschnur mit in sein Gefolge nimmt, in der „neuern" und, wie man getrost hinzufügen kann, neuesten „Zeit" wäre eben, mit Ausnahme des allerdings vorgeschrittenen rein Technischen, nicht viel Musterhaftes in Dem was der Kunst erst den wahren Werth und die eigentliche Weihe verleiht, sichtbar; wie dieses nicht weniger auch jetzt, und sonder Zweifel nicht unbegründet, die allgemeine öffentliche Ansicht hiervon sein möchte. Am wenigsten wird sich aber „die Kunst des Wölbens" mit dem „Geist der griechischen Kunst" vereinigen lassen, wenn damit nicht etwa blos scheitrechte Wölbungen, und wie ich es bei meinem Streben für den Spitzbogenstyl voraussetze, die Erreichung der griechischen Einfachheit und Zweckmäßigkeit, so wie die Harmonie in den Formen gemeint wird. Daß es sich übrigens bei den „Alten" in keiner Weise darum handeln kann „sich an so beengende Vorschriften zu halten, wie

wir sie später von Vitruv oder gar von da Vignola ꝛc. nur allzulange acceptirt hatten", ist nur zu wahr, und verdient die größte Beachtung und Berücksichtigung im Bauwesen.

„Erklärungen."

Wenn Seite 5 gesagt wird: „Bei den Arkaden heißt die architravähnliche Bogeneinfassung Archivolte, und der Pfeiler, worauf dieselbe ruht, Kämpfer" so liegt hier im Ausdruck ein wesentlicher Irrthum vor. Denn der Pfeiler bleibt Pfeiler, und nur der obere Theil davon, auf welchem sich der Bogen aufsetzt und in wie weit er dabei eine besondere Form als der Pfeiler selbst erhält, heißt „Kämpfer."

Sehr gut erklärt der Verfasser Seite 5 ꝛc. die Form und den Character der verschiedenen Glieder; auch macht derselbe dabei ganz zweckmäßig auf die „Vorzüge", welche besonders die Profilirungen in der griechischen Architektur vor jenen in der römischen haben, aufmerksam. Dagegen dürfte nach meiner Ansicht die Anführung: „Die verschiedenen Glieder in der griechischen Architektur wurden schon sehr frühzeitig durch Bemalung verziert", nur mit großer Vorsicht und Beschränkung in der Anwendung zu nehmen sein. Ich habe nämlich diese Bemalung, zumal in dem Umfange wie solche jetzt an manchen Stellen aufgestellt wird, mit dem Geist und der Beschaffenheit der griechischen Architektur noch nicht in Einklang bringen können, obschon ich die über diesem Gegenstand erschienenen speciellen Arbeiten näher erwogen haben. Nur zu oft erscheint mir bei dem Letzteren die Ungewißheit und die Uebertreibung, ja selbst viel von der Effect-Hascherei des Tages vorherrschend zu sein.

„Dorische Ordnung."

Es möchte hier Seite 9 besonders überflüssig sein, auf die über das Gebälke derselben vorliegenden verschiedenen Ansichten, nämlich ob dessen Construction aus dem Holz-

oder dem Steinbau abzuleiten ist, näher einzugehen. Es würde dieses bei der Natur der Sache, doch selbst im glücklichsten Falle nur die „Hypothesen" darüber vermehren, ohne daß dadurch ein eigentlicher Vortheil für die Kunst erreicht wäre, noch überhaupt zu erreichen sein wird. Mit Recht hält übrigens der Verfasser dabei für die nähere Erklärung „die practische Ansicht" fest. Nur scheint hierzu bei dem constructiven Gerippe, daß derselbe für das dorische Gebälke aufstellt, namentlich die Anordnung des „Traufgesims" und der „Nägel", sowohl derjenigen von den Letzteren, die zur Befestigung dieses Gesimses an die Dach-„Dielen" angenommen, als jener, die „vom Architrav aus in die Balkenköpfe hinaufgeschlagen" werden sollen, „damit beide Hölzer sich nicht verschieben", nicht gut zu stimmen. Wer wird hier besonders diese Nägel, abgesehen von der Art und Weise der Befestigung selbst, von untenhinauf einschlagen! Auch der Verfasser würde dieses wohl nicht thun, wenn nicht eben die an den dorischen Werken an diesen Stellen vorhandenen sogenannten Tropfen eine solche Erklärung verlangten, wonach die „hervorstehenden Köpfe" von den Nägeln, constructiv diese Tropfen veranlaßt haben sollen. Außerdem möchte eine solche Auslegung dieser Tropfen bei den Giebelseiten, wo sie ebenfalls vorkommen, noch weniger passend sein.

„Muster dorischer Ordnung. Taf. 3."

Der Verfasser hat unbezweifelt in seinem Resumé, das er über eine Vergleichung der hier unter dem zweiten, dritten und vierten Beispiele dargestellten „vorzüglichsten Muster" von alten dorischen Werken beigefügt hat, den ästhetischen Moment zu wenig berücksichtigt. Wenn derselbe bezüglich der bei diesen Mustern mit der Zeit eingetretene „stufenweise Verfeinerung" bemerkt: „Besonders auffallend ist dies bei den Kapitälen; diese sind an dem kleinen Dianentempel weit schwerer, als bei den großen Propyläen, am feinsten aber an dem noch größeren Jupitertempel, an welchem der Kranzleisten mit

den Dielenköpfen beinah schwach erscheint, und doch in der Wirklichkeit hinlänglich stark ist. Je größer also der Maaßstab ist, desto schlanker sind die Säulen, desto leichter die Hauptgesimse und desto feiner alle Gliederungen im Verhältniß zum unteren Durchmesser der Säule, bei den Alten angeordnet worden;" so kann zunächst hinsichtlich der schlankern Säulen und der leichtern Hauptgesimse wohl zugegeben werden, daß eine solche Anordnung der Verfeinerung oder Schwächung, selbst bis zu dem Grade wie sie der Jupitertempel zeigt, dem statischen Momente solcher Werke noch völlig entspricht. Aber in dem Verhältniß der Schönheit tritt doch dadurch zwischen den Werken die in diesem leichtern Styl, oder in dem des frühern schwerern Styls ausgeführt sind, ein wesentlicher Unterschied ein. Nimmt man in dieser Beziehung an, daß die Darstellung „vom Prostyl der eleusinischen Propyläen, eine Nachahmung der atheniensischen", für das Auge gleichsam auch einen Schönheits-Typus von der dorischen Ordnung gewährte, so ergiebt sich daran bei einer Vergleichung der Haupttheile, daß das Gebälke einschließlich der Sima etwa ein reichliches Dritttheil der Höhe von der Säule hat. Bei der Darstellung vom „Tempel des Jupiters zu Nemea", dessen Säulen noch circa 5 Fuß höher wie jene sind, hat das Gebälke inclusive der Sima aber nur etwa $^{11}/_{39}$ von der Säulenhöhe. Es ergiebt sich daraus natürlich bei Beiden für die Ansicht ein ganz anderes Größenverhältniß der einzelnen Haupttheile, sowohl bei jeder einzeln Ordnung, als besonders bei einer Vergleichung derselben gegeneinander. Wenn daher der „Kranzleisten mit den Dielenköpfen" bei diesem „Jupitertempel" schwach erscheint, so ist er dieses auch in der That, sobald das Verhältniß der Haupttheile von den „eleusinischen Propyläen" als Schönheitsnorm oder als ein harmonisches Ganze für die dorische Ordnung angenommen wird. Es giebt daher in ästhetischer Hinsicht dieser Jupitertempel bereits eine erhebliche Ueberverfeinerung oder eine nachtheilige Aus-

artung in seinen Formverhältnissen zu erkennen. Noch viel auffallender tritt natürlich dieses ästhetische Mißverhältniß, obwohl in umgekehrter Weise, bei einer Vergleichung der eleusinischen Propyläen mit dem auf **Taf.** 3 als erstes Beispiel dargestellten Tempel der Ceres in Pästum hervor. Hier ist das Gebälke halb so hoch als die Säule, wobei dessen Stärke und Massenhaftigkeit noch um so deutlicher wirkt, als die Säulen nur **circa** 17$^{2}/_{3}$ Fuß hoch sind, und daher das Gebälke scheinbar in der Ansicht nicht erheblich schwächer wird. Daß übrigens bei der Ausführung der Werke der optische Punkt oder die besonders in den Höhenmaßen eintretenden scheinbaren Verminderungen ebenfalls dabei als wesentlich mit in Betrachtung gezogen werden müssen, ist selbstredend genug. Wenn daher die Säulen bei den dargestellten größeren Werken schlanker gehalten sind als bei den kleineren, so ist dieses hiernach an sich ganz sachgemäß, weil dadurch die hier für die Ansicht eintretende scheinbare Verkürzung durch eine solche Verlängerung wieder ausgeglichen, d. h. die Säulenform auf einen gewissen harmonischen Typus reducirt wird. Für die Höhe der Gebälke folgt aber weiter hieraus, daß die bei dem Jupitertempel vorhandene Schwächung desselben, hier um so weniger angemessen sein kann, weil sich dieses schon geschwächte Gebälke bei seiner größeren Höhenlage scheinbar noch mehr verjüngt. Ich kann daher in der von dem Verfasser berührten Verschiedenheit in den Hauptformen bei den dargestellten alten Werken nur das Streben der spätern Zeit nach leichteren und zierlicheren Verhältnissen erkennen, ohne daß dabei genügend erwogen wurde, daß dadurch die Schönheit des Ganzen litt. Außerdem kann wohl auch zu jener größeren Verfeinerung, wo sie die Grenzen der harmonischen Form-Verhältnisse überschritt, die vorgeschrittene Technick oder eine bezweckte Ersparung an der großen Masse des Gebälkes selbst, mit eingewirkt haben. Fügt der Verfasser bezüglich der Uebung im Profiliren hier noch bei: „Die große Schönheit der grie-

chischen Architektur wird sich dann bald in allen Theilen, im Vergleich gegen die römische, vortheilhaft herausstellen; von den Neueren aber, denen es bei ihren Bestimmungen gleich war, ob eine Säule etwa 15 oder 51 Fuß hoch werden sollte u. s. f., wird man alsdann keine Notiz mehr nehmen und sich nur noch fragen, wie es denn möglich sei, daß in unseren Tagen noch dergleichen Muster zur Geltung kommen können;" so ist zunächst der Vorzug der griechischen Architektur vor der römischen nur wiederholt anzuerkennen. Dagegen möchten von den Werken der Neuern besonders nur Jene verwerflich sein, wo nicht ein schönes Muster zur Grundlage genommen oder das optische Gesetz vernachlässigt ist; wenn auch sonst dabei die gedachte „Verfeinerung" nicht eben in gleicher Weise eingehalten wurde.

Nicht angemessen erscheint ferner die Ergänzung, die hier dem Gebälke an dem Tempel der Ceres in Pästum, sowohl in den Gliedern als deren Verzierung gegeben ist, weil dieses, wie es weiterhin noch näher berührt wird, nicht genügend gerechtfertigt sein möchte. Ueberhaupt drängt sich mir bei dieser Gelegenheit, ganz abgesehen von dem vorliegenden Falle, die Ansicht auf, daß dergleichen Ergänzungen, besonders wenn solche nicht in einer mehr getrennten Weise behandelt und dargestellt werden, für gewöhnlich im hohen Grade verwerflich sind. Nur zu oft geben solche Restaurationen weiterhin auch die Veranlassung, daß ein Zweiter oder Dritter, dem sie in seinen Kram passen, diese zuletzt leichthin als wirklich Vorhandenes oder Dagewesenes mit aufstellt. Außerdem tritt auch dabei oft nur zu augenscheinlich das Streben nach Verschönerung der Sache, oder die Effect-Hascherei des Tages mit hervor.

In Betreff der schmalen Ante bei den „eleusinischen Propyläen" verschiebe ich, wie der Verfasser, ebenfalls das Nähere darüber bis zu der Taf. 12 und 38.

Zu dem Tempel in Antis der Diana zu Eleusis wird von Demselben angeführt: „Die Ante erscheint hier sehr breit,

da sie als Mauerstirne der Dicke derselben entsprechen muß. Das Nähere darüber wird bei **Taf.** 13 erörtert." — Von den Letzteren ist jedoch an dieser Stelle nichts zu ersehen; die Kritik wird es aber dort näher berühren. Vorläufig möge zu dem Vorstehenden nur noch bemerkt sein, daß es hiernach scheint, als wenn die Stärke des Pilasters von der Dicke der Antenwand abhängig wäre, während doch lediglich hier der Pilaster maßgebend für diese ist. Die Stärke des Pilasters wird an seiner innern Seite oder nach den Säulen zu, hier zunächst von der Dicke des Front-Architravs nach **Taf.** 13 oben „zu 1. M. 24¾ P." bestimmt. Eine gleiche Breite ist dem Pilaster auch hier nach **Taf.** 3 und 13 an seiner Front- und Trauf-Seite gegeben, wodurch derselbe sowohl für sich, als zu den damit in Verbindung stehenden Säulen ganz in ein angemessenes und harmonisches Verhältniß tritt. Zugleich giebt aber dann diese Stärke des Pilasters, nach Abzug seines Vorsprungs an seiner äußern und innern Seite, auch das nähere Maß zu der Dicke der Antenwand ab.

„Beispiele der alterthümlichsten Gattung."

„Vom großen Tempel zu Pästum. **Taf.** 4."

Dieser Tempel gewährt für die Architektur einen erheblichen Werth, da er nicht allein im Allgemeinen ein in dem Wesentlichen noch ziemlich erhaltenes Beispiel von der ältern dorischen Ordnung giebt, sondern in seinem Speciellen zugleich, so viel ich weiß, die noch am besten erhaltene Darstellung von einem Hypäthros liefert. Freilich zeigt hier das Ganze noch nicht jene schönen Verhältnisse in den Formen, die dieser Styl späterhin zu Perikles Zeit erhielt. Die Haupttheile sind hier noch stark und schwer, und die geschweiften Glieder haben in ihren Profilen noch nicht den späteren feinen sachgemäßen Schwung. So ist namentlich in letzterer Hinsicht der Echinus für seine erhebliche Ausladung zu schwach und zeigt nicht genug Tragfähigkeit; obwohl die große Ausladung des Kapitäls an sich, bei der sehr stark verjüng-

ten Säule, zu deren untern Stärke passend ist. Eben so ist auch der Kehlleisten unter der Kranzplatte über dem Giebelfelde in seinem untern Theil sehr eingebogen und hat hier ganz das Profil von einer spitzbogigen Hohlkehle. Der Verfasser sagt daher ganz angemessen hierzu: „er ist mit vieler Rücksicht auf die Beleuchtung durch Reflex-Licht profilirt." Aber diese große Unterhöhlung verleiht dem Kehlleisten, wegen der darüber sehr weit vorspringenden Kranzplatte, hier gleichsam das Ansehen, als wenn solcher zu schwach wäre und durch die obere Belastung zusammen gepreßt worden sei.

Dankenswerth sind die von dem Verfasser als ein Ergebniß seiner örtlichen Aufnahme theils an den drei Plinthen des Tempels hinzugefügten „Einschnitte", theils die verbesserte Darstellung der „Halseinschnitte" an den Säulen. Es liefern übrigens diese von dem Verfasser ausgeführten Verbesserungen einen auffallenden Beweis von der Oberflächlichkeit, mit welcher die Aufnahme von den Bauwerken oft geschieht, und wie diese dann auch so leicht hin in die Welt geschickt wird.

„Vom Tempel der Ceres zu Pästum. Taf. 5."

Es ist nur beizustimmen, wenn der Verfasser diesen Tempel in Rücksicht seiner Architektur als höchst interessant findet; denn derselbe gewährt in der That viele Eigenthümlichkeiten, so wie Abweichungen von den anderen dorischen Ordnungen überhaupt. Mit Vorsicht möchte dagegen die von Demselben bei dem Architrav angenommene Verzierung mit Eier aufzunehmen sein. Wenn deshalb gesagt wird: „Das Cimatium des Architravs wurde von **de la Gardette** in einem ganz zerstörten Zustande bemerkt, es ist mir jedoch gelungen, dasselbe im Sommer 1830 während einer durch Streiflicht hervorgebrachten scharfen Beleuchtung und bei richtigem Abstande so zu erkennen, wie unsere Zeichnung es darstellt. Näher gesehen war nichts mehr daran wahrzunehmen als Spuren von rother Farbe in den tiefsten Stellen;"

so scheint mir unter diesen Umständen die getroffene Anordnung mit dem Eier-Ornament noch nicht genügend gerechtfertigt zu sein. Auch dürfte diese Anordnung dadurch nicht unterstützt werden, wenn dazu weiter bemerkt wird: „Eine ähnliche Gliederung fand ich damals auch am Architrav der Basilika; sie ist bei **A** auf unserer Tafel vorgestellt. Ferner finden wir auch eine ähnliche Architrav-Bekrönung am Tempel zu Cadachio, dessen Darstellung uns später zugekommen ist, bei **B** vorgestellt.“ Denn hier handelt es sich weniger um die Form der Architrav-Gliederung, die als stimmend zu dem Uebrigen angesehen werden kann, als um die an dieser Gliederung hinzugefügten Eierverzierung; welche Letztere übrigens auch bei **B** nicht vorhanden ist. Hier ist aber vor Allem in ästhetischer Hinsicht zu erwägen, ob die an einem Theile oder Gliede hinzugefügte Verzierung auch zu dem Geiste und zu der Haltung des Ganzen paßt. Nun könnte zwar in gedachter Beziehung die von dem Verfasser an dem Cimatium angedeutete Verzierung zu dem Blätterwerk am Kapitäl sich als geeignet ergeben, obwohl es auch zu Diesem in seiner Größe und an solcher Stelle zu sehr dominirend ist; aber sie stellt sich um so auffallender und ungeeigneter zu den in seiner Gliederung ganz glatt gehaltenen Kranz- und Fronton-Gesimse. Deshalb gewährt mir auch diese ganze Ordnung, so eigenthümlich sie auch sonst gestaltet ist, in ihren Theilen viel mehr Harmonie, wenn das Cimatium ebenfalls glatt gelassen und nicht verziert wird. Nicht weniger möchte auch die bei der Darstellung von diesem Ceres-Tempel auf **Taf. 3** besonders an der hinzugesetzten Sima und an den anderen Gliedern des Kranz- und Fronton-Gesimses angedeuteten Verzierungen, als dem einfachen und sehr schweren Character des Ganzen nicht entsprechend, zu betrachten sein. Einverstanden muß man hingegen mit Dem sein, was der Verfasser namentlich über die Felderverzierungen an der Kranzplatte und über das Säulen-Kapitäl sagt, und eben so auch die nach seiner

Aufnahme von dem Letztern beigefügte nähere Darstellung der Blätterverzierung als belehrend anerkennen.

„Beispiele der Glanz-Periode."

Hier verdient die Stelle hervorgehoben und besonders den Nachahmern des geradlienigten Styls zur Beherzigung empfohlen zu werden, daß es die Zeit des Perikles ist, „aus der die vollendetsten Kunstwerke hervorgingen, welche für alle Zeiten die edelsten Vorbilder geworden sind."

„Vom Tempel auf der Insel Aegina. Taf. 6."

Dem Verfasser ist nicht nur zuzustimmen wenn er sagt: „Das schöne Verhältniß der Säulen, so wie auch die gediegene Form des Kapitäls, zeigen uns hier ein Beispiel von der hohen Ausbildung des dorischen Baustyls schon am Beginn des perikleischen Zeitalters;" sondern es dürfte namentlich hier das Kapitäl selbst vor jenen in dieser Zeit entstandenen Kapitälen am Tempel des Theseus und am Parthenon zu Athen in der Form in manchen Fällen den Vorzug verdienen. Das erstere Kapitäl gewährt nämlich nach meiner Ansicht in seinen einzelnen Theilen nicht allein schönere und harmonischere Verhältnisse unter sich selbst, als die letzteren Kapitäle, sondern es stimmt mit seiner feineren Haltung in der Form auch mehr zu jenen Gebälken, an welchen Glieder, wie es bei der dargestellten Ordnung geschehen ist, ornamentirt werden. Besonders erscheint dem Auge bei diesem aeginäischen Kapitäl die Anordnung angemessen, daß der Abacus etwas schwächer als der Echinus gehalten ist, während namentlich bei dem Kapitäl vom Parthenon der Abacus gegen ein Viertheil stärker ist als der Echinus, und dadurch ebensowohl zum ganzen Kapitäl als für den Anschluß an den Architrav etwas zu schwer aussieht. Nicht weniger ergeben sich als stimmend zu dem Gebälke die am aeginäischen Kapitäl noch vorhandenen früheren drei Halseinschnitte, während „die späteren Beispiele fast immer nur einen Ein-

schnitt daselbst zeigen." Ich habe übrigens die große Schönheit der Säulen von diesem Tempel, in Uebereinstimmung mit Klenze'n seinem Urtheil davon, bereits im dritten Hefte d. Bl., Seite 207 weiter anerkannt.

„Vom Tempel des Theseus zu Athen. Taf. 7."

Der Verfasser bemerkt hier unter Anderm: „Bei einer Vergleichung mit dem um ein Weniges älteren Tempel von Aegina wird man bedeutende Verbesserungen in den Gliederungen wahrnehmen können; das Cimatium der Kranzplatte ist zarter gehalten, jedoch ähnlich bemalt. Das Säulenkapitäl ist nicht so großkopfig, auch nur mit Einem Halseinschnitte geziert." Ich kann hierzu zunächst nur meine eben erwähnte Ansicht wiederholen, wonach ich namentlich das Kapitäl vom Tempel zu Aegina in den Fällen für vorziehbar halte, wo auch an den Gebälken die Glieder einen Schmuck von Blättern ꝛc. erhalten; während ich außerdem dem Verfasser annährend beitrete, daß die Form des Kapitäls vom Theseus-Tempel zu jenen Gebälken besser paßt, an welchen keine Glieder verziert werden, wie es das dargestellte Gebälke von dem Theseus-Tempel zeigt. Auch finde ich es dann im ersteren Falle ganz sachgemäß, daß das mit Ornament geschmückte Cimatium der Kranzplatte, wie am Tempel zu Aegina, stärker gehalten wird als das in glatten Gliedern gezeichnete am Tempel des Theseus, weil es durch eine solche Verzierung sich ohnedem leichter und zarter gestaltet. Außerdem ist ein solches stärkeres Cimatium auf der Kranzplatte auch ganz angemessen, wenn diese an der Traufseite nicht mit einer fortlaufenden Sima gekrönt wird. Nicht weniger halte ich bei einer gleichen Voraussetzung wie die gedachte, auch die drei Halseinschnitte für geeigneter als nur Einen. Der Verfasser sagt ferner im Betreff der Krönung vom Kranzgesimse: „Die Sima auf unserer Tafel ist ergänzt, sie möchte jedoch in der Wirklichkeit mehr Aehnlichkeit mit jener von Aegina auf **Taf.** 6 gehabt haben." Mir

scheint jedoch die Erstere in der dargestellten Form mehr zu dem Typus der ganzen Ordnung zu passen, als die Letztere. Doch ist unbezweifelt die Sima am Tempel zu Aegina an sich schöner und zierlicher im Profil als die am Theseus-Tempel. Es ist schade, daß der Verfasser zu dieser Darstellung vom Theseus-Tempel, indem er dazu bemerkt: „Derselbe ist zugleich einer der am Besten erhaltenen Tempel, denn selbst das marmorne Deckenwerk liegt zum Theil noch an seiner ursprünglichen Stelle; wir werden die Construction beim Tempel zu Rhamnus erklären," nicht auch die Zeichnung von diesem Deckenwerk gegeben hat, statt auf einen andern Bau zu verweisen, dessen Abbildung blos auf aufgefundene alte Theile beruht.

„Vom Parthenon zu Athen. Taf. 8."

Hier kommt mir zuvörderst die Anführung: „Das Kapitäl der Anten hat sowohl gemalte als skulpirte Glieder, wie ein Theil des Aufrisses in größerem Maßstabe unter C. zeigt," bezüglich dieser Verschiedenheit in der Darstellung dieser Verzierung, sehr auffällig vor. Aus dieser Zeichnung selbst ist dabei nicht näher zu ersehen, welche Glieder davon skulpirt oder gemalt sind; das „Detail-Buch" aber, worauf der Verfasser mit hinweißt, ist mir nicht zur Hand um dieses weiter ermitteln zu können. Doch kommt es hier bei meiner Ansicht auch nicht darauf an, ob an dem Kapitäl ein Glied mehr oder weniger skulpirt oder bemalt ist, sondern es ist mir überhaupt nicht einleuchtend, daß eine solche Vereinigung von so verschiedenartig ausgeführter Verzierung, gleichsam wie Sein und Schein, an ein und demselben Pilaster-Theil wirklich vorkommen sollte. Auch scheint mir im vorliegenden Falle eine solche Anordnung um so weniger dem griechischen Geist und Geschmack zu entsprechen, als hier weder die Mittel fehlten noch das Material — „pentheliſcher Marmor" — es verhinderte, daß die als verziert angenommenen Glieder am Kapitäl entweder sämmtlich

skulpirt, oder sämmtlich blos bemalt worden wären. Wenigstens verlangt es jedenfalls die Harmonie in der Ansicht, daß bei einer Ausführung nach einem solchen Grundsatz verfahren wird. Wäre aber im vorliegenden Falle die gedachte Verschiedenheit der Verzierungsart wirklich vorhanden, so würde ich sie mehr für einen Ausnahmefall — bei welchem die Bemalung auch erst später hinzugefügt sein kann — als für üblich und nachahmungswerth halten. Zudem scheint mir auch die weitere Beifügung des Verfassers: Daß bei der Zeichnung im Detail-Buch „die ursprüngliche Bemalung angegeben" sei, auch die Vermuthung zuzulassen, daß hier dem malerischen Schein gegen das ursprüngliche Sein, zu viel Spielraum und Anwendung gegeben sein könnte. Dann kommt mir überhaupt, besonders mit einem so vorherrschenden Schmuck an den Gliedern, dieses Anten-Kapitäl zu zierlich und zart gehalten zu der ganzen Ordnung, namentlich zu dem hier vorzüglich stark gehaltenen Abacus am Säulen-Kapitäl vor. Als Schmuck würde bei diesem Anten-Kapitäl nach meiner Ansicht schon der „skulpirte" untere „Perl- und Eierstab" reichlich genügen und harmonisch eben so zum Ganzen als zu dem ebenfalls „skulpirten" „Perlstab über dem Triglyphon" zu stimmen. Der Verfasser mag vielleicht auch bei den übrigen Theilen dieser Ordnung eine eben so umfangreiche Bemalung wie an dem Anten-Kapitäl annehmen; doch scheint ein solcher Reichthum von Verzierung ebenfalls nicht zu dem Character des Ganzen zu passen, noch würde es das Unharmonische in der Verzierungsweise selbst, skulpirt und bemalt, ausgleichen.

Wenn der Verfasser bezüglich der aufrechten Stellung der Säulen sagt: „Bemerkenswerth ist ferner noch, daß sämmtliche Säulen des Peristyls mit ihren Achsen nicht lothrecht stehen, sondern gegen das Gebäude geneigt. Die Ecksäulen nach der Diagonale geneigt, sind um $1/36$ des untern Durchmessers dicker als die übrigen. Das Gebäude gewinnt durch diese Anordnung an Festigkeit; auch bei anderen

Tempeln findet eine solche Neigung statt, und Vitruv's Angabe erscheint in vollem Maaße gerechtfertigt." Ferner über dieser „Neigung" Seite 15 zweite Anmerkung: „Das Gebäude gewinnt dadurch nicht allein an pyramidalen Ansehen, sondern auch an Stabilität;" so scheint dieses theils in statischer Hinsicht zu weit ausgedehnt, theils an sich nicht stimmend zu sein. Betrachtet man nämlich zunächst in ersterer Beziehung diese Neigung und nimmt dazu „etwa 1/30 des unteren Säulendurchmessers" an, wie es der Verfasser bei dem Tempel zu Aegina angiebt und auch daselbst „Eine ähnliche Neigung" dem „Parthenon" zutheilt, so würde diese zwei Partes betragen, mithin etwa 1/3 der Verjüngung von der inneren Seite der Säule wegnehmen. Es verblieben daher an dieser Stelle noch vier Partes, ehe die Säule selbst sich hier nur in's Loth stellte. Unter solchen Umständen wo es sich annehmen läßt, daß in der Säulenfestigkeit keine Veränderung vorgeht, kann wohl auch am wenigsten davon die Rede sein, daß dadurch die eigentliche Stabilität des Gebäudes vermehrt würde. Faßt man weiter diese Säulenneigung in ästhetischer Hinsicht auf, so nimmt der Verfasser im Vorstehenden an, daß die Säulen an allen vier Seiten des Tempels einwärts geneigt ständen. Dies würde aber seine hierüber Seite 15 geäußerte Ansicht: „Das Gebäude gewinnt dadurch nicht allein an pyramidalen Ansehen, sondern auch an Stabilität" nur an den beiden langen Seiten unterstützen, während es bei den zwei Giebelseiten nicht der Fall wäre. Die Säulenfluchten an den zwei Traufseiten würden nämlich dadurch, obwohl in einem sehr unerheblichen Maße, sich mehr der Richtung der Dachflächen nähern und in so weit auch das pyramidale Ansehn des Tempels vergrößern; hingegen würden die zwei Giebelseiten dadurch eher verlieren, weil sich hier die einwärts geneigte Flucht der Säulen vermehren und zu den lothrechten Linien, welche die Dachgiebel in der vollen Seitenansicht geben, noch auf-

fallender und nachtheiliger stellen würde. Vitruv[1]) sagt daher über diesen Punkt sachgemäßer: „Wenn die Basen vollendet und aufgestellt sind, so setze man die mittleren Säulen in der Vorder- und Hinter-Fronte senkrecht auf den Mittelpunkt; die Ecksäulen aber, und die, welche mit ihnen in gerader Linie auf den Seiten des Tempels zur Rechten und Linken sollen zu stehen kommen, setze man so, daß die innere Seite derselben, welche gegen die Mauern der Zelle sieht, senkrecht stehe; die äußere Seite aber nach der, bei der Verjüngung der Säulen gegebenen Anweisung, eingerichtet sei. Auf solche Weise gewinnt der Tempel eine, mit den Regeln der Verjüngung gehörig übereinstimmende Gestalt." Hiernach wären daher nur die Säulen an den langen Seiten geneigt, an den Giebelseiten dagegen lothrecht zu stellen. Was die berührte Verstärkung der Ecksäulen mit 1/36 Durchmesser gegen die übrigen Säulen betrifft, so kann diese nur als zweckmäßig angesehen werden. Vitruv bestimmt hierzu nur 1/50 Durchmesser und führt dafür an: „weil sie gleichsam von der Luft" des äußern freien Raumes mehr „beschnitten" würden oder „dünner" als die übrigen Säulen aussehen. Zu wünschen wäre es gewesen, daß der Verfasser seine nähere Ansicht über die weitere Anführung: „Sehr interessant ist die Wahrnehmung, daß die Hypäroen oder Hauptgesimse, so wie die Krepidomas oder Unterbaue aller Seiten, nicht gradlienigt gehen, sondern nach der Mitte zu überhöht und zugleich auch nach einer sanften Kurve zurückgebogen wurden, so daß die Ecken im Grundriß etwas kleinere als rechte Winkel machen," beigefügt hätte. Denn der Zusatz: „Offenbar war hiermit eine optische Wirkung beabsichtigt, die jedoch bei der Ausführung den Steinschnitt nicht unbedeutend erschweren mochte," ist zu allgemein und zu unbestimmt gehalten. Ich gestehe übrigens hierzu offen, daß mir diese Sache selbst nicht klar genug zu einer weiteren

1) B. C. III. Seite 139; nach Rode.

Auslegung ist. Sie kommt mir überhaupt etwas zu gekünstelt vor, und dürfte überhaupt den bisherigen Bauausführungen gegenüber, wo solche Anordnungen, soviel ich weiß, nicht stattgefunden haben, ohne erheblichen Kunstwerth sein. An älteren spitzbogigen Arbeiten habe ich zwar oft bemerkt, daß namentlich die Seiten von abgekannteten Pfeilern, um die Ecken daran für die Ansicht schärfer zu geben, curvenartig zurückgebogen oder concav gestaltet waren; aber hier war der Zweck dieser Anordnung leicht ersichtlich und auch eher erreichbar als es bei größeren Flächen der Fall sein würde. Bemerkt der Verfasser ferner: „Wie bei allen früheren Heiligthümern, so war auch bei diesem die blendend weiße Farbe des Marmors durch den Reiz der Polychromie, durch theilweise Bemalung und Vergoldung wie von einem frischen Lebenshauch überweht," so wird dabei wohl sehr Vieles auf die unverkennbare Vorliebe des Verfassers für reichen, namentlich farbigen architektonischen Schmuck zu setzen und deshalb Dieses auch um so eher zu übersehen sein. Fügt Derselbe aber noch hinzu, daß dadurch „der Beschauer in eine heitre Stimmung versetzt, gern eine vollendete überirdische Erscheinung ahnen mochte," so ist dieses wohl selbst in sich widersprechend. Wenigstens leitet sonst gewöhnlich eine zur Heiterkeit geführte oder eine solche auch nur unterstützende Stimmung des Menschen, diesen dann eher dem Irdischen als dem Himmlischen zu; weshalb denn die griechische Bauart auch namentlich, anerkannt genug, als nicht passend für unsere kirchlichen Bedürfnisse gehalten wird.

„Vom Tempel der Nemisis zu Rhamnus. Taf. 9 und 10."

Zur näheren Würdigung desselben ist vorerst anzuführen: „Der Steinhaufen, den seine Ueberreste schon seit langer Zeit bilden, ist von den Architekten des Vereins der englischen Dilettantie untersucht, und sind fast von allen Theilen Stücke aufgefunden worden, wonach der ganze Tempel in der Zeichnung wieder hergestellt werden konnte, bis auf die

Decke der eigentlichen Cella, und auf das Sparrwerk, welche Theile vermuthlich von Holz waren, während die übrigen von Marmor sind."

Die Auslegung, welche der Verfasser der hier glatt gehaltenen Form des Säulenstammes giebt, möchte wohl nicht die richtige sein. Bei der Erheblichkeit, die dieser Gegenstand hat, indem nach der Ansicht des Verfassers der Säulenschaft hier eine besonders für die Ansicht wesentlich veränderte Form gewähren würde, als solche der sonstige dorische Styl giebt, ist es daher auch um so nothwendiger hierauf näher einzugehen. Es möge daher zur leichtern Uebersicht und Vergleichung ohne Abkürzung Das folgen, was der Verfasser darüber sagt: „Die Säule hat nur am Halse des Kapitäls 20 Kanäle mit schmalen Stegen und ebenso auch am unteren Theil des Säulenstammes, dessen übriger Theil mit einem Mantel umhüllt ist. Man hält dies oft für unfertig und meint, die Kanäle hätten später noch hineingearbeitet werden sollen, doch diese Ansicht können wir bei näherem Betracht unseres Beispiels nicht theilen; denn der Mantel springt unten etwa einen Drittelzoll über die Stege vor, in welchem Fall man aber annehmen müßte, daß die Griechen eine weniger einfache Praxis anzuwenden verstanden hätten, als unsere Steinhauer, auch würden sie sich viel unnütze Mühe mit dem fleißig gearbeiteten Stäbchen gemacht haben, welches sich mit den Kanälen unter dem sorgfältig unterschnittenen Mantel umherzieht (siehe den Durchschnitt **Fig. 7 Taf. 10**). Ein ähnlicher Mantel, am Stamme der Anten angebracht, unterstützt durch seine Analogie, wenigstens an diesem Monument, unsere Ansicht." Ich kann hier in der glatten Form des Säulenschaftes ebenfalls nur eine unvollendete Arbeit erkennen, wie sie bereits auch von Andern „für unfertig" gehalten worden ist. Es erscheint mir diese Ansicht um so richtiger, als auch jetzt noch ein gleicher Fall eintreten könnte, wenn die letzte Handhabung einer Säule, nämlich deren Cannelirung durch irgend eine Ver-

anlassung unterbrochen würde. Für die beabsichtigte Cannelirung der Tempelsäule selbst sprechen aber, ganz abgesehen davon, daß diese herkömmlich an der dorischen Säule war, auch der ausgebildete feine Styl vom Tempel, sie hier noch um so mehr voraussetzen läßt, besonders die am Halse des Kapitäls und an dem untern Theil des Säulenstammes vorhandenen 20 Kanäle, die ebenfalls in ganz practischer Weise die Richtschnur für die übrige Cannelirungs-Arbeit am Schafte vorschreiben. Daß aber die hierbei vorausgesetzte spätere Bearbeitung der Cannelirung an dem Säulenstamme an sich ganz sachgemäß ist, bedarf um so weniger eines näheren Beweises, als es zur Stunde bei der Ausführung von dergleichen Arbeiten noch ebenso gemacht wird, zumal wenn, wie in vorliegendem Falle, der Säulenstamm „aus fünf Blöcken oder Tambours" zusammen zu setzen wäre. Zudem liefert auch selbst die griechische Baugeschichte einen nähern Beweis, daß auch damals die Cannelirung der Säulen erst nach deren Aufstellung geschah [1]). Wenn der „Mantel" um „einen Drittelzoll" über die Stege hervortritt, so spricht dieses unbezweifelt eher für als gegen die Cannelirung; da heute noch jenen Werkstücken die eine spätere genauere Abarbeitung erhalten sollen, oft ein noch größeres

---

1) Die bekannte Marmortafel, welche die noch unvollendeten Arbeiten an dem Tempel des Erechtheus ꝛc. aufführt, sagt nämlich auch (unter 60): „Die Anten, deren Außenseite durchweg noch nicht glatt gearbeitet ist, ausgenommen in der Vorhalle nach dem Cecropium. Allen Basen fehlt die Cannelirung an dem obern Theil. Alle Säulen ermangeln der Cannelirung, ausgenommen die an der Mauer. Das ganze Postament ist ringsherum noch nicht glatt gearbeitet." Vergl. Stuart, deutsche Ausgabe, Band 1. Seite 509 f. f. Ich habe diese Stelle absichtlich ganz angeführt, weil sie zugleich, außer vielen andern von gleicher Art, einen weiteren Beweis dazu giebt, daß die spätere feinere oder genauere Nacharbeitung auch bei den Bauausführungen der Griechen sehr üblich war, wie sich das bei der Herstellung ihrer so accuraten Arbeit auch nicht anders erwarten ließ.

Uebermaaß gegeben wird, um namentlich die Beschädigung, die der Stein etwa im Transport oder bei dem Versetzen erleidet, leichter in der Nacharbeitung wieder ausgleichen zu können. Auch waren solche späteren Abarbeitungen, wie es die angezogene Stelle aus dem Stuart beweißt, ebenfalls üblich bei den Griechen. Eben so kann wohl dem „Stäbchen" unten am Schafte kein besonderer Werth, sowohl gegen die Cannelirung, als für den Mantel beigelegt werden. Es mag, nachdem die Cannelirung des Schaftes unterblieben, späterhin gefertigt worden sein, um den Vorsprung, den der nicht abgearbeitete Schaft besonders an den Vertiefungen des fertigen cannelirten Streifen gewährte, eine gefälligere, mehr abgerundete Form zu geben. Die Unterschneidung des Mantels dabei war aber in sofern zweckmäßig, als solche namentlich das am Säulenschaft herabfließende Regenwasser von der darunter befindlichen Lehre zur Schaft-Cannelirung ableitete und dadurch die Conservirung derselben beförderte. Dabei war diese ganze Arbeit nicht allein viel leichter und bequemer auszuführen, sondern auch an sich viel unbedeutender, als wenn die unterbliebene Cannelirung des ganzen Schaftes hätte vollendet werden sollen. Eben so läßt sich weiter nicht ersehen, wie der Mantel am Stamm der Anten jenen an der Säule mehr begründen soll. In gleicher Weise könnte dieser Mantel wenigstens eben so gut auch als ein Beweis für die bei dem Säulenschaft vorausgesetzte Unvollendung aufgestellt werden, oder daß der Anten-Pilaster ebenfalls noch nicht fertig bearbeitet war.

Führt der Verfasser ferner für seine Ansicht an: „Wahrscheinlich ist es ja auch wohl, daß diese Mäntel mit aufgemalten musterartigen Verzierungen geschmückt gewesen seien, ist doch das Cimatium der Kranzplatte mit unzweifelhaften Spuren von Blätterbemalung aufgefunden worden (siehe **Taf.** 9 über **Fig.** 3 in großem Maaßstabe), und ebenso auch mehrere Glieder in der Portica (siehe **Taf.** 10 **Fig.** 1 und 6), dergleichen glatte Säulenstämme mit teppichmusterartiger Ver-

zierung aus bunter Mosaik sind in Pompeji aufgegraben worden. — Ueberhaupt, wenn einmal am Hauptgesims farbiger Schmuck angeordnet würde, wie dieses beim Tempel auf Aegina und anderen wirklich der Fall war, so erfordert es die Harmonie, daß auch die Säule nicht zurück bleibe. Die Säulenstämme wurden auch glatt gehalten, sobald das Material dazu bunter Marmor oder noch edlerer Stein war, damit die Schönheit desselben durch die Kanäle nicht gestört wurde, wie zum Beispiel am Pantheon zu Rom, **Taf.** 64. Die Kanäle oben und unten mußten aber bei unserem Beispiel angebracht sein, damit sich die Säulen nicht von dem einmal hergebrachten Character des dorischen Styls entfernen möchten," so liegt darin ohne Zweifel wohl noch weniger Beweiskraft als in dem bereits schon Angeführtem vor. Wie läßt sich nur aus aufgefundenen Spuren von Bemalung an einem Cimatium und anderen Gliedern, der Schluß zu einer gleichfalls vorhanden gewesenen Bemalung der Säulenstämme mit aufgemalten musterartigen Verzierungen ableiten? Was hier etwa an einem kleineren Gliede paßt, schickt sich doch am wenigsten an einem so umfangreichen Theil wie die Säule, die selbst mit besonderen Gliedern geschmückt ist. Wie paßt überhaupt eine solche Bemalung der Säule zu der schönen Einfachheit und dem geläuterten Geschmack der Griechen? Wie paßt endlich diese insbesondere zu der ganzen organischen Ausbildung der griechischen Architektur, die der Verfasser selbst bei seiner Construirung der dorischen Ordnung in möglichster Ausbreitung, selbst bis zu den Nagelköpfen hin, darzustellen versucht hat? So machen es aber die Herren Polychromiesten. Während noch nicht einmal die Bemalung der Glieder, wenigstens nicht in dem Umfange die derselben gegeben wird, feststehen dürfte, wird Dieses schon zur Stütze einer noch größern Ausbreitung der Bemalung angenommen. Hier angekommen, bedarf es eigentlich keines weitern Schrittes mehr um auch zu beweisen, daß die griechischen Bauwerke von unten bis zum Dachfirst

bemalt gewesen wären. Was übrigens die Säulenstämme mit bunter Mosaik in Pompeji betrifft, so können diese schon deshalb nicht als Beweis zu einer Bemalung der von dem Verfasser aufgestellten Mantelsäulen gelten, weil solche unbezweifelt einer späteren Zeit angehören. Außerdem wäre dabei auch besonders zu berücksichtigen, daß der griechische Styl in der römischen Zeit schon sehr verdorben war, während der „Tempel der Nemesis" in dessen „Glanz-Periode" fällt; und daß vielleicht die pompejischen Säulen in Styl und Character einer mehr innern Decoration angehören, wo die fragliche Anordnung schon eher geeignet sein konnte. Ebenso können auch nicht andere glatt gehaltene Säulenstämme, namentlich die Säulen am Pantheon für den von dem Verfasser angenommenen Säulenmantel sprechen. Diese sind ebenfalls aus einer späteren Zeit, die daher nicht maßgebend für eine frühere sein kann. Dann haben diese Säulen am Pantheon auch eine ganz organisch ausgebildete, fertige Form; während der von dem Verfasser angenommene Mantel, weil er nicht den richtigen Umriß von dem Schafte giebt, die Säule verunstaltet und solche als nicht fertig erscheinen läßt. Daß ferner eine glatte Säulenfläche an sich, wenn die Säule nur sonst ganz organisch gebildet, nicht verwerflich ist, zumal wenn das Material der Säule, wie am Pantheon, aus bunten Marmor besteht, ist selbstverständlich. Nicht klar ist mir auch, wie die oben und unten am Säulenstamme vorhandenen „Kanäle" oder Marken zu einer Cannelirung, den durch den „Mantel" allerdings sehr auffällig unterbrochenen Character des dorischen Styls für die Ansicht auch nur annährend wieder ausgleichen können. Daß es sich übrigens bei diesem Tempelbau nicht darum gehandelt hat, den üblichen dorischen Styl wesentlich abzuändern, namentlich den Säulen daran keine Cannelirung zugeben, beweißt endlich die folgende Stelle auf Seite 20 mit zur Genüge: „Die beiden Säulen, welche zwischen den Anten vor dem Pronaos und Opisthodom stehen, sind von ähnlicher

Proportion, wie die Säulen des Pteron, und stehen gerade hinter den beiden mittlern der sechs Säulen, auch in ähnlichen Vertiefungen des um eine Stufe oder Plinthe erhöhten Fußbodens der Cella. Sie sind cannelirt, aber nur elf Kanäle, nach außen zu, eingehauen; der übrige innere Theil des Stammes mit Raum für neun Kanäle ist ganz glatt gelassen worden. Zwischen den Anten und Säulen des Pronaos mußte Gitterwerk (**Pluteum**) angebracht gewesen sein, wie aus den Löchern im Fußboden abzunehmen war." Faßt man das Vorbemerkte zusammen, so erscheint unbezweifelt die von dem Verfasser aufgestellte Ansicht, daß die äußeren Säulen am Tempel mit Mänteln umhüllt gewesen wären, sehr auffallend und unbegründet. Jedenfalls hat hier die unverkennbare Vorliebe des Verfassers für die Ornamentik Demselben mit zu Schritten geführt, die er wahrscheinlich bei einer ruhigen Betrachtung der Sache nicht gethan haben würde.

Der Anführung des Verfassers auf Seite 19: „Ueber dem horizontalen Kranzleisten unter dem Giebelfeld ist eine Erhöhung, um ihn stark genug zu machen für die darauf zu stellenden Giebel-Sculpturen. Es wäre unrichtig gewesen, das Unterglied des Rinnleistens dazu zu gebrauchen, weil dasselbe die Dachsteine andeutet, unter dem Giebelfeld sich aber keine solche befinden (siehe **Taf. 9 Fig. 1**)," läßt sich nur bedingungsweise beitreten. Diese Erhöhung an sich ist zwar nicht allein zu der gedachten Verstärkung, sondern auch zu einer angemessenen Trennung und Erhöhung der Giebelgruppe von dem wagerechten Kranzgesimse ganz geeignet, nur muß solche dann so gebildet sein, daß es nicht scheint als wenn solche zu den Gliedern des Gebälkes oder des Kranzgesimses gehörte, sondern gleichsam einem besondern Sockel zu den Giebel-Sculpturen formirte. Dieses ist aber nach der vorliegenden Zeichnung nicht der Fall. Diese Erhöhung hat vielmehr hier ganz das Ansehen, als ob sie mit der Kranzplatte von den schrägen Giebelgesimsen in Verbin-

dung stände und blos in schwächerer Form als diese unten wagerecht fortlief. Deshalb drängt sich hier der Gedanke auf, daß diese Erhöhung, ebenfalls wie die äußeren Säulen, nicht fertig war, vielmehr nach näherer Maßgabe von einer Giebelgruppe, ihrer Vollendung und Abtrennung von den schrägen Kranzplatten noch entgegen sah.

Was es mit der ganz eigenthümlichen Anordnung: „Auf dem Rande der obersten Plinthe läuft eine erhöhte Einfassung umher, daneben Fig. 7 größer angegeben. Die Säulen stehen in viereckten geringen Vertiefungen. Eine andere geringe Vertiefung im Fußboden läuft, mit wenig Breite, rings um die Stufen der Cella. Diese Einsenkungen waren wahrscheinlich mit bunten Steinen musivisch ausgefüllt," eigentlich für ein Bewandniß hat, ist schwer zu ersehen. Daß diese Erhöhung an der äußern Kante des Fußbodens oder an der obern Plinthenecke an sich keinen bleibenden Character gewähren kann, ist klar, weil solche theils das Begehen des Fußbodens erschweren, theils dem Ablauf des Schlagwetters aus dem Säulengange verhindern würde. Dagegen läßt sich weniger ermessen, ob diese Erhöhung für den Anschluß eines in gleicher Höhe innerhalb etwa anzulegenden Estrichs berechnet war, oder ob solche, wie die Säulen- und Pilasterschäfte, als eine unfertige Arbeit zu nehmen ist, wonach diese Erhöhung während des Baues die Beschädigung der richtigen Plinthenkante einstweilen schützte, die Vertiefungen selbst aber die Lehren für die spätere genaue Bearbeitung des Fußbodens abgeben sollten. Der Verfasser nimmt hier, nach dem Vorbemerkten zu urtheilen, den ersteren Fall an, während mir der Letztere um so wahrscheinlicher erscheint, als mir aus jener Zeit Estriche, namentlich von musivischer Arbeit nicht bekannt sind. Dabei scheint mir auch der Umstand, daß die Säulen in noch besonderen Vertiefungen standen, eher für die unfertige Arbeit, als für eine Estrichausfüllung zu sprechen, indem diese besonderen Säulenvertiefungen die eigentlichen Lehren für die genaue Bear-

beitung des Fußbodens bilden konnten, während sich anderenfalls daraus für ein Estrich kein angemessener Zweck ersehen läßt.

An dem Anten-Kapitäle fällt hier ebenfalls, wie bei dem Parthenon, die verschiedene Verzierungsweise der Glieder auf, wenn bemerkt wird: „An dem schön profilirten Anten-Kapitäl war der unterschnittene Wulst des Cimatium mit den diesem Gliede ganz eigenthümlichen Blättern bemalt, während die Glieder darunter erhaben gearbeitet sind.“

Ein näheres Eingehen auf die beigefügte specielle Construction von dem Gebälke und Dache von diesem Tempel würde hier zu weit führen. Noch Werthvoller dürfte es aber gewesen sein, wenn der Verfasser statt dieser Darstellung, die lediglich auf einer nach alten Baustücken entworfenen Zeichnung beruht, wie schon erwähnt, speciellere Zeichnungen von dem Theseus-Tempel, namentlich über das hier noch vorhandene „marmorne Deckenwerk“ desselben gegeben hätte. Einleuchtend ist mir aber besonders bei dieser vorliegenden Darstellung nicht, daß die Anten an der Cella nicht von gleicher Breite gewesen sein sollen. Es fällt nämlich ebensowohl in statischer wie in ästhetischer Hinsicht auf, wenn hiernach von den Anten- oder Eck-Pilastern an jeder langen Seite der Cella, der Eine nur halb so stark als der Andere ist. Zwar wird diese Anordnung dadurch zu rechtfertigen gesucht, daß das Architrav über den Säulen und Anten am Pronaos bis zu den in gleicher Linie stehenden äußern Säulen vom Peristyl hätte geführt werden können, und dadurch unterhalb auch eine Ante von gleicher Breite des Architravs bedingt worden wäre; während der Architrav über den Säulen am Opisthodomus, weil dessen Verlängerung bis zum Peristyl hier keine Säulen zur Unterlage getroffen, nur bis zu den Anten oder den Cellenwänden geführt worden wäre, und zwar dergestalt, daß von den zwei hochkantig neben einander gelegten Steinbalken des Architravs, der äußere bis an die Zellenecken, der andere aber

„des bessern Verbandes willen schon in dem Mauermittel abgeschnitten" worden wäre, weshalb hier auch „die Ante an der äußeren Seite nur halb so breit gemacht" worden sei. Es läßt sich aber hier fragen: erstlich, warum das Architrav am Pronaos nicht wie am Opisthodomus blos bis zu den Ecken der Zellen geführt, sondern bis an die Säulen vom Peristyl verlängert worden ist, weil eine solche Verlängerung constructiv nicht eben nothwendig und außerdem dadurch auch die Form der Decke über dem Peristyl, wenn nicht an dem andern Ende der Cella oder am Opisthodomus ebenfalls eine solche Architraven-Verlängerung statt findet, wesentlich verunziert wird; zweitens, warum am Opisthodomus der innere Steinbalken am Architrav nicht auch, wie der äußere, bis an die äußere Seite der Zellenwände geführt wurde, weil dieses doch eine noch bessere Auflage für denselben ergab und dadurch zugleich die Anordnung eben so starker Pilaster, wie am Pronaos angenommen sind, zuließ. Nicht weniger konnte aber auch umgekehrt der Architrav am Pronaos, wenn derselbe nicht über dem Säulengang verlängert wurde und wenn sonst die Bedingung von schwachen Eck-Anten vorlag, eben so dazu, wie es bei dem Opisthodomus angenommen ist, construirt werden, so daß dadurch ebenfalls an den langen Seiten der Cella, Eckanten von gleicher Stärke, sowie eine symmetrische Form der Decke über dem Peristyl erreicht worden wären. Auch läßt sich nicht einsehen, warum überhaupt der Architrav nicht an der ganzen Zellenwand, nämlich vom Opisthodomus bis zum Pronaos, fortgeführt wurde, sondern, daß er sich an dem ersteren Orte blos um die Ecke auf die Breite der schmalen Ante umbog. Der Verfasser bemerkt zwar deshalb: „da jedoch über einer Mauer kein Architrav erforderlich ist, so sieht man daselbst nur noch die Stirnfläche des äußern Architrav-Balkens um etwa 5 Part. vorspringend." Eine Weglassung des Architravs an solchen Zellenwänden möchte aber schon deshalb bei den Tempeln nicht

üblich gewesen sein, als dadurch der obere Theil dieser Wände, namentlich zu der innern Seite des Architravs von dem Peristyl, zu kahl aussehen würde; wie dieses auch schon der große Tempel zu Pästum beweißt, von welchem der Verfasser Seite 13 bemerkt: „die Cella ist mit einem Triglyphen-Gebälke umgeben." Auch war in dem vorliegenden Fall eine Fortführung des Architravs an der ganzen Zellenwand um so angemessener, als es den Uebelstand den das vom Pronaos bis zum Peristyl verlängerte Architrav an der Decke im Säulengang veranlaßte, erheblich gemildert haben würde. Ob übrigens diese bemerkten Anstände auf Rechnung des griechischen Architekten, oder auf die Restauration, die diesem Tempel, nachdem derselbe in einen „Steinhaufen" verfallen „in der Zeichnung wieder hergestellt" hat, bei welcher Arbeit die Hinzufügung von Idealen doch mehr oder weniger wird nothwendig gewesen sein, oder endlich auf dem Verfasser, der vielleicht in seinen Beweisen für die Construirung der schmalen Ante sich hat zu weit führen lassen, zu setzen sind, muß natürlich den Umständen nach dahingestellt bleiben.

Zum Schluß bei diesem Nemesis-Tempel, Seite 22, sagt der Verfasser noch: „Zu den Monumenten aus dem Zeitalter des Perikles gehört auch der Tempel des Apollo auf der Insel Delos. Die auf **Taf.** 15 dargestellte Ordnung desselben zeigt große Verwandtschaft mit derjenigen vom Tempel der Nemesis. Der Säulenstamm, gleichfalls mit einem Mantel umhüllt, ist jedoch etwas stämmiger und das Kapitäl **A.** bedeutend schwerer. Die Triglyphen sind ebenfalls sehr breit und über den Architrav vor-, statt zurücktretend." Hinzufügen läßt sich bei den letzteren Abweichungen noch, daß überhaupt dieser Apollo-Tempel, sowohl in seinen Haupttheilen, namentlich hier mit seinem schweren Architrav, als in seiner speciellen Gliederung, bei Weitem nicht jene zierlichen Formen und gute Harmonie in seinen Theilen gewährt, als solche der Nemesis-Tempel giebt. Es ist sonach auch

nur wenig von einer besonderen „Verwandtschaft" zwischen beiden Tempeln zu ersehen, wenn nicht etwa damit der „Mantel" gemeint ist, und dieser Umstand vielleicht selbst die Herbeiziehung des Apollo-Tempels mit veranlaßt hat. Doch hat auch hier der Verfasser über den eigentlichen Zweck einer solchen Anlage nichts Näheres angegeben, obwohl eine solche Anordnung, da sie die ganze Ordnung verunstaltet, nicht etwa der bloßen Bemalung wegen, wie dieses bereits im Vorgedachten genügend erörtert sein möchte, gemacht sein konnte. Die unten und oben an dem Schafte vorhandenen cannelirten Streifen oder Lehren gewähren übrigens hier ebenfalls die nähere Hinweisung, daß die Cannelirung des Schaftes selbst nicht zur Vollendung gekommen ist; wobei noch hinzugefügt sein mag, daß eine Verschiebung dieser Arbeit bis zu Ende des ganzen Baues, an sich auch jetzt noch bei solchen Säulenarbeiten angemessen ist, wenn nicht in der That ein wirklicher Mantel, obwohl nur von interimistischer Natur, um die Säulen gemacht werden soll, indem sonst die Stege von den Canneliren während des Baues der Beschädigung sehr leicht unterworfen sind.

„Vom Tempel des Apollo Epikurius bei Phigalia in Arkadien. Taf. 11."

Die schon von „Pausanias gerühmte Harmonie" von diesem „Monument," welche auch von dem Verfasser bestätigt wird, kann nur weiter anerkannt werden. Nur steht bei dieser Darstellung die Sima mit ihrem Schmuck von „Geißblatt und Lotusblume," nicht sowohl wegen ihrer Karniesform als wegen dieser Verzierung selbst, in Disharmonie zum Ganzen, weil kein Glied an diesem weiter bemalt oder mit Sculptur verziert ist, auch dadurch der ohnedem sehr breite „Rinnleisten" mit seinem reichen Ornament um so mehr in die Augen fällt und jene vermehrt. Hinsichtlich dieser Disharmonie drängt sich übrigens die Frage auf, ob nicht diese, wenn gesagt wird: „Auf den Säulen des Pte-

roma liegen nur noch die Architrav-Stücke; die herabgestürzten Theile wurden jedoch so weit wieder aufgefunden, daß darnach fast der ganze Tempel in der Zeichnung zusammengestellt werden konnte," vielleicht mehr auf Rechnung der Restauration als auf der des eigentlichen Architekten von diesem Bauwerke tritt. Der Grundriß Fig.7 liefert hier zugleich einen näheren Beweis zu der von der Kritik bei dem Tempel der Nemesis aufgestellten Ansicht, daß der Architrav über den Säulen vom Pronaos nicht bis zu den Säulen des Peristyls geführt zu werden brauche, selbst wenn diese mit jenem im Alignement ständen; indem hier ein solches Verhältniß vorhanden, der Architrav vom Pronaos aber blos bis an die Ecken der Zellenwände geführt worden ist. Liegt hier „die Unterkante des Architravs" etwa „1 Fuß oder 18 1/2 Part. tiefer als die Unterkante des Architravs vom Peristyl," so verhindert dieses zwar wegen des daraus entstehenden ungleichförmigen Anschlusses die gedachte Verlängerung des Architravs ohnedem; doch wird dadurch der aufgestellte Grundsatz, daß eine solche Verlängerung selbst in dem Falle wo die Architrave von dem Pronaos und dem Peristyl gleich hoch lägen, constructiv nicht bedingt sei, nicht beschränkt. Wird aber für den Fall wo diese Architrave in gleicher Wage liegen, eine Verlängerung des Architravs vom Pronaos bis zu den Säulen des Peristyls deshalb mit bedingt, „um dadurch einen, das innere Gesims des Porticus ringsum zierenden Fries zu gewinnen," so möchte dann ein solches Erforderniß schon der Harmonie an der Decke wegen, für den ganzen Säulengang oder Peristyl vorliegen. Wenigstens muß sich eine solche Architrav-Verlängerung bei dem Tempel der Nemesis dadurch noch auffälliger und disharmonischer an der Decke vom Peristyl gemacht haben, wenn bei diesem Tempel gesagt wird: „An den Langseiten der Cellenmauern hat der Architrav gar keinen Vorsprung," als dieser letztere Theil gegen einen verzierten im Porticus, oben um so kahler ausgesehen hätte.

„Von den Propyläen zu Eleusis. Taf. 12.“

Einverstanden kann man mit dem Verfasser nur sein, daß bei dem Säulen-Kapitäl der „Echinus oberhalb fast überfein profilirt erscheint,“ indem sich derselbe bei seinem Anschluß an dem Abacus zu wenig einwärts biegt und diese beiden Glieder dadurch für die Ansicht nicht weit genug von einander getrennt werden. Besonders würde eine solche Profilirung des Echinus in der wirklichen Bauausführung noch auffälliger werden, weil dann diese geringe Trennung sich scheinbar noch mehr verminderte. Außer dieser Stelle ist aber dieses Säulen-Kapitäl im Ganzen unbezweifelt vergleichsweise schöner als Das auf Taf. 16 dargestellte von den Propyläen zu Athen, obwohl diese eleusinischen Propyläen „nach dem Muster der athenienfischen Propyläen“ erbaut sein sollen. Vorzüglich steht dabei der Echinus zu dem Abacus, weil solche von gleicher Stärke sind, in ein besseres Verhältniß als bei dem Letztern, wo der Abacus ungleich stärker als der Echinus ist. Nicht weniger ist beizustimmen wenn bei den Anten-Pilastern gesagt wird: „Ihre Gliederung an Basis und Kapitäl ist musterhaft.“ Zugleich liefern diese Pilaster aber auch einen nähern Beweis, daß die Construirung, welche der Verfasser für die Entstehung der schwachen Pilaster am Opisthodomus bei dem Nemesis-Tempel aufstellte, für solche Anordnungen überhaupt nicht genügend ist. Dort wurden bekanntlich die schwachen Pilaster davon abgeleitet, daß von den zwei hochkantig gestellten Hälften des Architravs, nur die äußere bis zu den Wandecken geführt worden wäre und diese geringe Pilasterstärke bedingt habe; obwohl eben so gut, wie schon gedacht, auch die andere Architrav-Hälfte so weit geführt werden konnte, und dadurch der Pilaster noch einmal so stark geworden wäre; auch ohnedem anzunehmen ist, daß die Architrave bei den älteren Bauwerken nicht immer aus solchen zwei hochkantig gestellten Stücken, sondern angemessener blos aus einem Stück bestanden haben. Hier aber wird bemerkt: „Die

Anten hinter den Ecksäulen sind nach außen und innen schmäler, als an der Stirn, wo sie der Breite des Architravs entsprechen müssen," ingleichen giebt dazu besonders auf **Taf.** 3 der Seitenaufriß von diesen Propyläen diesen Pilastern nur 26 Part., mithin nicht die Hälfte von der Säulendicke zu ihrer Stärke; während diese Stärke an sich hier von keinem innern Architrav abhängig ist, da sich nach **Fig.** 8 an dieser Stelle keins anschließt. Diese geringe Stärke von dem Pilaster fällt aber hier in statischer wie in ästhetischer Hinsicht um so mehr auf, als außen der Architrav, Fries und das Kranzgesimse auf der Seitenwand fortläuft. Es scheint daher die Anlage solcher schwachen Pilaster, wenn diese Annahme überhaupt richtig ist, gleichsam mehr auf einem alten Herkommen zu beruhen. Uebrigens ist nach dem Grundriß **Fig.** 8 die Ante nicht „innen schmäler, als an der Stirn," sondern von gleicher Breite wie die Letztere; welche Anordnung sich hier ohnedem für die Ante, weil solche in gleicher Linie mit der zweiten Säulenreihe steht, eben so sachgemäß ergiebt, als solches sehr wahrscheinlich auch ursprünglich in dieser Stärke bestanden haben mag.

„Vom Tempel der Diana zu Eleusis. **Taf. 13.**"

Der Bemerkung des Verfassers: „Die Profilirungen und Verhältnisse in der Architektur dieses Tempels sind vortrefflich für die geringen Dimensionen desselben berechnet," kann ich nach gemachter practischer Erfahrung nur beitreten, weil besonders die kleinen Glieder bei Bauwerken von einer so beschränkten Größe, wie namentlich dieser Tempel ist, wo die Säulen „nur 14 Fuß 10½ Zoll" hoch sind, nach den sonst hierzu üblichen Verhältnissen zu zart ausfallen. Eben so ist anzuerkennen, wenn hinzugefügt wird: „Sie würden aber, in einem größerem Maßstabe angewendet, leicht zu plump ausfallen," weil hier bei einem größern Bau, zu den Gliedern die üblichen Verhältnisse als maßgebend genügen. Wird aber weiter gesagt: „Während die Gliederungen des

nächstfolgenden Tempels, auf so kleinen Maßstab reducirt, winzig erscheinen würden," so verstehe ich den Verfasser hier nicht.

Auffallend ist es, daß der Verfasser bei diesem Tempel das Verhältniß der Anten-Pilaster, obwohl er Seite 11 darauf verwies, nicht näher berührt hat; da nicht wohl anzunehmen ist, daß es deshalb nicht geschehen sei, weil es mit der Ansicht, die der Verfasser für solche Gegenstände namentlich bei dem Tempel der Nemesis zu Rhamnus aufgestellt hat, nicht stimmt. Gleichwohl sind diese Pilaster, die nach der Seitenansicht Fig. 1 und dem Grundriß Fig. 5, auch an ihrer äußeren Seite eben so breit als an ihrer Stirnseite oder als an ihrer, von der Stärke des Säulen-Architravs bestimmten, innern Seite sind, hier um so bemerkenswerther, da sie den Beweis geben, daß der griechische Baumeister auch bei diesem Gegenstand die statische und ästhetische Seite nicht aus dem Auge gelassen hat, indem nur in dieser Weise ein Pilaster, sowohl im Allgemeinen, als in einer Verbindung mit Säulen, wie es hier der Fall ist, im Besondern, ein zweckentsprechendes und harmonisches Gebilde gewähren kann.

„Vom Tempel des Jupiter zu Nemea. Taf. 14."

Beizustimmen ist nur, wenn der Verfasser hierzu bemerkt: „Bei Vergleichung der Architektur dieser Ueberreste mit den übrigen Monumenten bemerkt man hier einen Grad von Zartheit in den Verhältnissen, der schon an die Ueberfeinerung grenzt, zu welcher das wachsende Streben der griechischen Baumeister nach Leichtigkeit und Zierlichkeit führte." Um so auffallender wird es aber, daß bei dieser unverkennbaren Zierlichkeit, ja, wie bereits schon früher hierüber berührt ist, selbst zu großen Schwäche des ganzen Gebälks zu dessen Säulenhöhe, die Sima nach Verhältniß eine ganz außergewöhnliche Stärke zeigt. Bei dem Tempel zu Aegina ist die Sima etwa $1^1/_3$ und bei dem Tempel der Nemesis zu

Rhamnus etwa 1½ Mal so stark als der Kranzleisten, während solche hier mehr als 2 Mal so breit wie dieser ist. Da nun hier gesagt wird, die „Sima ist Ergänzung," so möchte hier unbezweifelt — wie es leider nur zu viel mit der von den neuern Meistern bei den altgriechischen Werken vorgenommenen Ergänzungen der Fall sein mag — eine von jenen Restaurationen vorliegen, die das Ursprüngliche nicht richtig giebt.

„Beispiele der späteren Zeit."

Sehr richtig sagt der Verfasser von den Bauwerken seit Alexander des Großen Zeit: „Die Säulen sind übermäßig schlank, ihre Kapitäle mager, der Architrav schwach, die Details und Profile nicht mehr mit jenem früheren frischen Formengefühl angeordnet."

„Vom Porticus des Philippus auf der Insel Delos Taf. 15."

Man kann dem Verfasser nur beitreten, wenn Derselbe bemerkt: „Der früher kräftig geformte Echinus ist hier unbedeutend, klein und nach einer geraden Linie gezogen. Eben so characterlos ist der schwache Architrav und die dünnen Dielenköpfe." Doch würde hier die beschränkte Ausladung der Glieder an sich die vorher für diesem Bau angeführte Vermuthung: „Wahrscheinlich sehen wir in dieser Ordnung die Ueberreste von der Säulenhalle, welche das sogenannte Philippeum umgab, einen Rundbau," unterstützen, weil bei einem solchen Bau jeder größere Vorsprung von den kleineren Theilen sich noch unharmonischer zu der runden Hauptform stellt.

Die hier mit dargestellte „Ordnung" vom „Tempel des Apollo" ist bereits bei **Taf.** 9 und 10 berührt worden, wogegen die ebenfalls hier gegebene „Säule sammt Architrav" vom „Tempel von Korinth," ähnliche Verhältnisse wie jene vom großen Tempel zu Pästum, **Taf.** 4, zeigen.

„Vom Porticus des Augustus zu Athen. Taf. 16.“

Der Verfasser bemerkt ganz angemessen hierzu: „Das Kapitäl zeigt einen kleinen, stark gebauchten[1]) Echinus, die Annuli darunter groß, mit eckigem, unharmonischen Zusammenhange, ein Mittelding zwischen griechischer und römischer Form.“

Zu den auf dieser Tafel befindlichem musterhaften Kapitäl „von den Propyläen zu Athen,“ liefern besonders zum Behufe einer nähern Vergleichung, sowohl das vorgedachte Kapitäl als die noch beigefügten vier Kapitäle von Tempeln in Pästum sehr interessante, wenn auch nicht eben in ihrer Profilirung nachahmungswerthe Beispiele.

„Vom choragischen Monument des Thrasyllos zu Athen. Taf. 17.“

Einverstanden kann man nur damit sein, daß die „Attiken zu beiden Seiten“ auf diesem Monument „ein Zusatz“ aus späterer Zeit sein sollen, indem durch diese Eckerhöhungen besonders „die oben sitzende Statue“ in ihrer freien Stellung sehr nachtheilig beeinträchtigt wird, und überhaupt die ganze Darstellung für einen solchen Zweck, worauf die stufenartige Sockelerhöhung unter der Statue mit hinweißt, nicht abgerundet genug erscheint. Auch sehen diese Attiken im Ganzen zu den Hauptgebälke zu hoch und schwer aus. Eben so stimme ich auch dem Verfasser bei, wenn er gegen Kugler's Ansicht, wonach „auch der Mittelpfeiler“ in späterer Zeit hinzugefügt sein soll, bemerkt: „Wir sind dagegen der Ansicht, daß der Mittelpfeiler vom Anfang an dagewesen sein müsse, weil sonst das niedrige Gebälk, zu weithin freiliegend, sich gar nicht hätte tragen können, auch würde

---

1) Ich habe dieses Wort als sachgemäß und warscheinlich auch von dem Verfasser gemeint, statt des im Texte jedenfalls als ein Druckfehler stehenden „gebrauchten“ angewendet.

ohne einen Mittelpfeiler die Oeffnung das unschöne Verhältniß eines Scheuernthores gehabt haben." Dagegen bin ich nur bedingungsweise seiner Meinung, wenn er weiter sagt: „Dieser freistehende Pfeiler erscheint allerdings in der Fronte schlank, hat aber eine bedeutende Tiefe, so daß ihn die Vorübergehenden, übers Eck betrachtet, nicht schwankend finden konnten, besonders den schmalen Seiten der beiden Anten gegenüber, wie man sowohl aus dem Grundrisse, als auch aus der Vedute auf unserer **Taf.** 100 wird entnehmen können." Zunächst ist bei diesem Monument zu erwägen, daß solches jedenfalls die Bestimmung mit hatte, oben etwa, wie hier angenommen, eine Statue, oder einen großen Dreifuß, als den Siegerpreis, zu tragen. Hierzu ist es nun auch nicht unangemessen in einen freien leichten Styl gehalten worden, der, wie der Verfasser schon bemerkt, in den Pilaster-Kapitälen in dem dorischen, in dem Gebälke dagegen in dem jonischen Typus einschlägt. Betrachtet man nun das Monument in der Fronte, so ergiebt sich, daß die einzelnen Theile davon an sich weder zu schwach noch überhaupt in keinem unharmonischen Verhältniß unter sich oder zum Ganzen stehen. So gewähren, zu dem nur $1/5$ Theil von der Höhe der Pilaster betragenden Gebälke, die 8 Durchmesser starken Eckpilaster für das Ganze einen völlig genügenden Trag- und Widerstands-Moment, wozu dann auch der 11 Durchmesser starke Mittelpfeiler, besonders bei Berücksichtigung der gedachten allgemeinen Verhältnisse, nicht eben als auffallend schwach erscheint. Auch wird die ungewöhnliche, in ästhetischer Hinsicht sonst verwerfliche Stellung dieses Pfeilers in der Mittellinie des Bauwerks, dadurch in Etwas ausgeglichen, daß solcher dem obersten Gipfelpunkt des Ganzen, die Statue, zu unterstützen scheint. Uebrigens würden sich diese drei Pilaster, besonders der mittlere, weniger schlank und überhaupt von einem entsprechenderen Formverhältniß zeigen, wenn solche nicht stumpf aufständen, sondern mit der üblichen Base versehen worden wären. Wenn ich sonach mit

dem Verfasser wegen der ausreichenden Stärke des Mittelpfeilers einverstanden bin, so bin ich es um so weniger mit Dem, wonach er auch dazu die Seitenansicht von dem Pfeiler mit für nöthig hält. Daß ein Pfeiler übers Eck betrachtet stärker aussieht, ist klar; aber ist nicht in der Architektur, — wie es der Verfasser als ein Lehrer derselben wohl am ersten einräumen wird — als ein feststehender Grundsatz anzunehmen, daß jedes Bauwerk, von welcher Seite man es auch betrachtet, ein organisch ganz vollkommenes Gebilde darstellen muß, und daß sonach namentlich auch die einzelnen Theile davon eine ausreichende Stärke zeigen müssen. Ergäbe sich daher dieser Mittelpfeiler in der Frontansicht als zu schwach oder seinem Zwecke nicht entsprechend, so würde dieser, die Sache ästhetisch und als ein Kunstwerk genommen, in der That auch als zu schwach anzusehen sein, gleichviel ob sich derselbe bei einer Seitenansicht noch stärker zeigte oder nicht. Wie kann man aber überhaupt bei einem Kunstwerk nur zu der Ansicht kommen, daß zu dessen Beurtheilung gleichsam erst ein Vorübergehen bei demselben nöthig sei, um den nähern Werth davon zu bestimmen. Führt der Verfasser bei seinem „übers Eck" betrachten noch an, daß dieser Mittelpfeiler besonders den schmalen Anten-Pilastern gegenüber nicht zu schwach erscheine, so ist dieses nur in soweit richtig, als diese Pilaster an ihrer äußern Seite nicht einmal halb so stark als an ihrer Stirnseite, oder als der Mittelpfeiler nach seiner Tiefe zu, sind; doch ändert dieses hier in der Sache selbst nichts. Denn die Anten-Pilaster sind, als solche genommen und abgesehen von den an diese sich anschließenden Seitenwänden, an ihrer äußern Seite sowohl in ästhetischer wie in statischer Hinsicht viel zu schwach construirt, um einen Maßstab für's Ganze abgeben zu können.

Obwohl der Architrav zu der Höhe des ganzen Gebälks bei diesem Monument verhältnißmäßig etwas zu stark gehalten ist, so ist doch namentlich die Profilirung der einzelnen Theile und ihrer Glieder an diesem Gebälke, wie es auch

der Verfasser anerkennt, sehr sachgemäß und musterhaft. Bemerkt derselbe aber weiter hierzu: „So hat z. B. hier das Kranzgesims weder Sima noch Stirnziegel, weil diese beiden Bautheile durch das Dasein der Attika entbehrlich gemacht wurden, und auch nie ohne das Vorhandensein eines Daches streng zu demonstriren sind," so ist dieses zu dem Vorliegenden nur theilweise passend. Denn die Attika kann hier nicht mit maßgebend bei der Profilirung des Kranzgesimses gewesen sein, weil wir dieselbe ja als eine spätere Hinzufügung angenommen haben. Doch ist diese Gesimsprofilirung, wie sie ist, eben so zu dem Frühern, da an diesen Stellen doch keine Dachflächen, sondern diese, wie noch jetzt die Mitte, stufenartig gewesen sein mögen, als überhaupt zu jedem andern Fall wo dergleichen nicht vorhanden, ganz angemessen. Nach diesem Grundsatz habe ich daher auch schon früher, die von Klenze vor der Attika auf der Glyptothek angebrachte stirnziegelartige Verzierung für nicht passend erklärt. Die bemerkte unverhältnißmäßige Stärke des Architravs, die $^5/_{11}$ von der Höhe des Gebälks beträgt, ist übrigens hier deshalb ganz passend, weil es dessen Tragfähigkeit zu den weiten Pilaster-Oeffnungen besser bekundet; in welcher Hinsicht es daher auch nicht weniger angemessen ist, daß derselbe auch nicht die übliche Zertrennung in Streifen erhalten hat.

Die unter der Ueberschrift:

„die römisch-dorische Ordnung,"
„dorische Ordnung der neueren Meister" und
„die toskanische Ordnung der italienischen Baumeister"

auf **Taf.** 18 bis 29, namentlich nach Palladio, Scamozzi, Vignola und Serlio gegebenen Ordnungen, mögen mit einem kritischen Stillschweigen übergangen werden, indem ich nicht weiß, was bei deren näheren Beurtheilung für ein Maßstab zu Grunde zu legen wäre. Ohnedem bedauere ich jetzt noch die Stunden, die ich in meiner Jugend auf die Abbildung dieser und anderer nach gleichen Principien dar-

gestellte Ordnungen, sowohl in geometrischen Abzeichnungen von vorn und von übereck, als in perspectivischen Darstellungen verwendet habe. Uebrigens hat der Verfasser bezüglich der angeführten Ordnungen jedenfalls recht, wenn er Seite 27 namentlich die römisch-dorischen Ordnungen „nur noch als ein Schatten der griechischen" bezeichnet; ja sie wären eigentlich bei einer solchen Vergleichung noch weniger, da sie weder den Geist noch den Körper oder dessen richtigen Umriß des griechischen Bildes geben.

„Jonische Ordnung."

„Muster jonischer Ordnung griechischer Monumente. Taf. 30."

Der Verfasser stellt hier „die drei vorzüglichsten Beispiele dieser Ordnung vor Augen; das erste und zweite aus den Zeiten des Perikles, das dritte etwas später." Zugleich berührt Derselbe dabei, an sich selbst ganz angemessen, besonders näher die Verschiedenheit der Größenverhältnisse von den einzelnen Theilen dieser Ordnungen, so wie das Verhältniß von den Anten. Es geschieht dieses hier doch ebenfalls in einer Weise, die, wie es bereits bei der dorischen Ordnung geschehen ist, um so mehr eine nähere Erörterung bedingt, als solche namentlich die Grundsätze der Aesthetik nachtheilig berührt. Bei dem ersten Beispiel, dem Tempel „am Ilissus zu Athen" wird bemerkt: „Im Vergleich zu den andern beiden Beispielen erscheint die Säule auf den ersten Blick etwas stämmig, ihre Basis und ihr Kapitäl unverhältnißmäßig groß und der Architrav massenhaft; doch dieß erklärt sich bald und günstig, wenn wir die geringe Größe dieser Ordnung in der Ausführung betrachten, wo kleinere Haupttheile und feinere Gliederung in der Wirklichkeit masquin, winzig oder modellartig geworden wären." Die ganze Säule ist hier 16 Mod. 14 Part. hoch und hat daher **circa** 8 1/4 Durchmesser. Berücksichtigt man dabei, daß ihre wirkliche

Höhe nur $14^2/_3$ Fuß beträgt, wo die scheinbare Verkürzung noch nicht erheblich influirt, daß auch das Kapitäl in seinen Gliedern nur $^1/_2$ Durchmesser hoch ist, wodurch der Säulenschaft ein verlängertes Ansehen erhält, so würde diese Säule, zumal wenn solche nicht engsäulig stände, nicht eben zu stämmig sein. Auch giebt sich das Kapitäl sonach nicht sowohl in seiner Höhe zu groß, sondern es hat blos, da es an den Schnecken zusammen über $1^{11}/_{20}$ Durchmesser breit ist, eine etwas zu reichliche Ausladung. Dagegen ist die Basis, bei ihrer Höhe von $^{11}/_{20}$ Durchmesser, unverhältnißmäßig groß, was, weil es auch besonders den Schaft verkürzt, hier wesentlich mit dazu beiträgt, daß die Säule zu stämmig erscheint. Daß die kleinen Glieder bei einer Ordnung von geringer Höhe verhältnißmäßig größer zu halten sind als bei einem größeren Werke, ist deßhalb nothwendig, weil z. B. ein solches Glied, daß bei einem Baue von 30 Fuß Höhe nach dem üblichen Kanon eine Größe von $^1/_2$ Zoll erhielt, bei einem Bau von 15 Fuß Höhe nur $^1/_4$ Zoll groß werden würde, bei welcher Stärke natürlich das Glied seinen Zweck nicht mehr entsprechen und kleinlich aussehen würde. Doch kann bei solchen kleinen Ordnungen diese Abänderung blos in den kleinen Gliedern, nicht aber in den größeren oder in den Haupttheilen selbst eintreten, weil sonst dadurch das harmonische Verhältniß des Ganzen aufgehoben wird. Wenn daher hier dem Gebälke zu den Säulen eine Höhe wie circa 1 zu $3^1/_3$, gegeben wurde, so ist solches für die jonische Ordnung mit ihren schlankeren Säulen überhaupt zu schwer. Auch gewährt dasselbe ohnedem noch nicht jene feine Ausbildung in seiner Gliederung, welche die jonische Ordnung späterhin zeigt. Der Architrav davon, obwohl gegen den Fries etwas zu stark gehalten, hat aber besonders deshalb ein schweres Ansehen, weil derselbe nicht, wie hier sonst üblich, in schmäleren Streifen getrennt worden ist.

In Betreff der Ante bemerkt der Verfasser weiter: „Auffallend wird ferner auch die sehr schmale Ante erscheinen, allein der Architekt hatte auch hier Recht; denn mit vollständiger Breite dürfte die Ante auf dieser Seite eine Stabilität entwickeln, welche, in Betracht der Structur der Langmauer, mit welcher sie zusammenhängt, überflüssig erschiene, und bei solcher Stärke (wenn man nämlich die Ante übers Eck betrachtet) leicht mit der der Mauerstirn angehörigen Antenfront in eine Wechselwirkung kommen, welche deren Stabilitäts-Berechtigung nur verschmälert haben würde. Wir erwähnen dies als einen weitern Grund für diese sonst angefachten Anten-Ordnung, indem wir früher schon, auch bei der dorischen Ordnung, dieselbe Einrichtung durch die Triglyphen-Construction zu rechtfertigen wußten." Es läßt sich nicht einsehen, warum ein Anten-Pilaster, nachdem derselbe an seiner Stirn- wie an seiner innern Seite, nach näherer Maßgabe der an diesen Stellen oben vorhandenen Architrave, eine solche Breite erhalten hat, die ebensowohl seiner statischen wie ästhetischen Berechtigung entspricht, als harmonisch zu den damit in Verbindung stehenden Säulen paßt, nicht auch an seiner dritten freien Seite eine gleiche Stärke erhalten sollte. Eine solche Anordnung ist vielmehr zu seiner vollständigen harmonischen Gestaltung nöthig; während die nach der Zeichnung hierzu dargestellte Breite, die nur $^{24}/_{55}$ von den andern zwei Seiten beträgt, in jeder Hinsicht dem Pilaster als eine unvollständige Bildung erscheinen läßt. Daß diese Verstärkung des Pilasters nicht eben der Stabilität wegen nöthig ist, kann zugegeben werden; doch würde in dieser Hinsicht auch schon die Langmauer an sich die nöthige Festigkeit gewähren, ohne daß dazu die Anlage eines Pilasters nöthig wäre. Nachdem diese letztere Anlage aber einmal angenommen ist, so verlangt solche auch, daß ihr eine sachgemäße Behandlung oder eine vollständige organische Formbildung zu Theil werde. Eben so ist nicht einzusehen, wie die Triglyphen-Construction die Anordnung der schmalen

Antenseite unterstützen kann. Der Verfasser bemerkt in dieser Hinsicht Seite 11 bei den eleusinischen Propyläen, daß die Ante „mitten unter einem Triglyphen" stände. Abgesehen davon, daß hier bei der jonischen Ordnung keine Triglyphen vorhanden sind, die überhaupt für die Ante mit maßgebend sein könnten, so läßt sich auch dort eine breitere Ante als mitten unter dem Triglyphen stehend denken, wenn dazu an jeder Seite der schmalen Ante gleichmäßig zugelegt wird.

Das zweite Beispiel giebt die Vorhalle vor dem Tempel der Minerva zu Athen. Diese Darstellung kann ohne Zweifel zugleich auch mit, wie solche namentlich auch der Verfasser besonders zum Studien für Architekten empfiehlt, als das schönste Muster von der jonischen Ordnung angesehen werden. Die Säule ist hier bei einer wirklichen Höhe von 25 Fuß, 9 Durchmesser hoch, während ihr Gebälke einschließlich der Sima, sich dazu etwa wie 1 zu $3^1/_2$ verhält. Das schlankere Höhenverhältniß, daß sonach diese Säule gegen die vorher betrachtete hat, ist um so angemessener, weil theils der größern Höhe der Säule wegen die scheinbare Verkürzung bei derselben erheblicher eintritt, theils das Kapitäl, bei $1^{31}/_{60}$ Durchmesser Stärke an den Schnecken, gegen $^3/_4$ Durchmesser hoch ist, wodurch ebenfalls, besonders wegen der dadurch verkürzten Cannelirung, der Schaft weniger schlank erscheint. Dagegen wird das Schlanke der Säule durch den nur $^5/_{12}$ Durchmesser hohen Säulenfuß wieder etwas befördert. Die Sima von dem Kranzgesimse ist hier theils wegen ihrer unverhältnißmäßigen Größe, theils wegen ihrer zu reichen Verzierung, besonders durch die ganz eigenthümliche Anordnung des obern Perlenstabes, sehr wahrscheinlich nicht richtig „ergänzt" worden.

Hinsichtlich der Ante wird vom Verfasser angeführt: „Die Ante bildet in unserem Beispiele zugleich den Stirnpfeiler der vortretenden Rückwand der Halle, sie mußte daher auch nach außen zu eine bedeutendere Breite erhalten, um die Stabilität dieser Wand gehörig zu sichern. Damit

aber auch in diesem Falle die verringerte Breite der Anten nach außen beobachtet bleibe, so hatte der Architekt den mittleren Theil der breiten Stirnfläche etwas zurücktreten lassen, und auf diese Weise zugleich die Masse so geschickt getheilt, daß sie statt einer plumpen, eine zierliche Wirkung hervorbringt." Es ist nicht wohl begreiflich wie der Verfasser diese Anten-Sache so hat auffassen können. Die vortretende Rückwand von der Halle[1]) steht hier zunächst ganz in demselben Verhältniß wie jede andere freistehende Antenwand, und verlangte daher an sich zu ihrer Stabilität ebensowenig eine Verstärkung als es bei diesen anderen Antenwänden nicht der Fall ist. Aber die Vorhalle verlangte hier für ihre andere Traufseite, wo diese an die Rückwand anstößt, namentlich zur Auflage des Architravs, eine geeignete Anordnung. Diese wurde nun ganz zweckentsprechend dadurch erreicht, daß an der Rückwand ein Halbpfeiler gestellt wurde. Die Symmetrie der Säulenweite an den beiden Traufseiten machte aber nun wieder die Anlage eines gleichen Vorsprungs, wie ihn dieser Wandpfeiler bildete, auch auf der andern Seite nöthig. Hierdurch erhielt nun die verlängerte Rückwand an ihrer Stirnseite die vorhandene ungewöhnliche Stärke von circa $4\frac{1}{4}$ Fuß; nicht aber wie es der Verfasser annimmt der Stabilität wegen. Diese ungewöhnliche Antenstärke suchte nun der Baumeister ganz angemessen dadurch mit den nur von den Architraven auf etwa $2\frac{1}{2}$ Fuß Stärke bedingten anderen Seiten der Pilaster stimmend zu machen, daß er sie zu zwei Pilaster zertrennte, wodurch gleichsam auf ganz organischem Wege gekuppelte Eckpilaster entstanden. Dabei konnten übrigens diese Doppel-Pilaster noch eine größere und angemessenere Stärke erhalten, als solche auf der Zeichnung dargestellt sind. Sonach ergeben sich daher die

---

1) Zum nähern Verständniß muß hier mit auf einen vollständigen Grundriß von dem sogenannten Erechtheum hingewiesen werden, weil der vorliegende Grundriß nur den vordern Antentheil giebt.

die schmalen Anten bei diesem Tempel der Athena Polias als ein Ausnahmefall, der natürlich für das Gewöhnliche nicht maßgebend sein kann. Als Schluß zu diesem, sowie überhaupt zu den bisher in Frage gestandenen schmalen Anten, möge noch eine Stelle [1]) von Böttiger folgen, die er seinen Erörterungen über diesen Gegenstand, die sich ebenfalls für schmale Anten aussprechen, mit ehrenwerther Offenheit noch beigefügt hat: „es bleibt inzwischen doch der Erweis mittelst ächt Jonischer Hinterlässe deshalb zweifelhaft, weil sich bis jetzt weder vom Tempel des Apollo bei Milet noch vom Polias-Tempel zu Priena, Spiren von Anten geschweige denn Stämme und Kapitäle haben auffinden lassen, in den mitgetheilten Grundrissen dieser Gebäude aber die Anten ohne Maaße nur nach Vermuthung angegeben sind; der Grundriß der Propyläen zu Priene selbst zeigt das Schwankende in der Bildung, da die gleichseitig gezeichneten Anten auf der östlichen Fronte im Vergleich zu den auf der westlichen Fronte, für die aufgestellte Ansicht sprechen. In diesem Dilemma bleibt kein anderes Mittel übrig, als der Antenbildung in den Attisch-Jonischen Werken zu folgen, wie sie beim Tempel am Jlissus, beim Nike-Tempel und in der Cella der Athena Polias zu Athen, dem Begriffe folgerecht gebildet erscheint.“ Ich dächte aber wenn die Sache mit den schmalen Anten so spitzig steht, da außer dem vorbemerkten Ausnahmefall vom Minerva-Tempel, das Beispiel von dem „spurlos verschwundenen“ Tempel am Jlissus nicht über alle Zweifel stehen kann, auch die noch übrige schmale Ante am Nike-Tempel von dem Beispiel der breiten äußern Ante am Tempel der Diana, **Taf.** 13, aufgewogen wird; so möchte es viel angemessener sein, statt dieser schmalen Anten-Pilaster, wie es auch in der spätern Zeit geschah, vollständig organisch gebildete Pilaster um so mehr anzunehmen, als die Griechen wenigstens eine solche Form bei den andern

---

1) „Die Tektonik der Hellenen. Zweiter Band, Seite 47.

Gegenständen zu erreichen strebten und unverkennbar auch gewöhnlich erreicht haben. — Den Gründen, die der Verfasser weiter für die Profilirung der Anten-Kapitäle, sowohl „in der jonischen wie in der dorischen Ordnung" aufstellt, stimme ich bei, nur erscheinen mir diese in sofern nicht als „hauptsächlich, weil die Gliederung des Anten-Kapitäls zugleich auch unter dem Architrav als Bekrönung der Mauer zwischen den Anten fortzuführen war." Vielmehr scheint mir eine solche Fortführung des Gesimses oben an der Mauer organisch nicht nothwendig zu sein, weil hier schon der Architrav und der gewöhnlich noch darüber befindliche Fries einen geeigneten Abschluß und Krönung für die Mauerfläche bilden. Auch kommt der Verfasser mit dieser Gesimsfortführung mit seiner bei der Cellenwand am Tempel der Nemesis, Seite 21, aufgestellten Ansicht: „Da ja doch über einer Mauer kein Architrav erforderlich ist," in Widerspruch, obwohl gerade dort eine solche Fortführung besonders angemessen wäre, um den Uebelstand, welchen da die Verlängerung des Architravs vom Pronaos bis zum Peristyl an der Decke im Säulengang veranlaßte, wesentlich zu vermindern. Wahrscheinlich hat dem Verfasser die dort von ihm versuchte schmale Anten-Construirung etwas zu weit geführt. Dagegen bin ich mit dem Verfasser ganz einverstanden, wenn er weiter sagt: „Aus ähnlichen Ursachen ist auch das Profil der Anten-Basis ein anderes, als das an der Säulenbasis," indem hier eine solche Gesimsfortführung gleichsam einen Sockel für die Mauer bildet. Besonders angemessen ist diese Anordnung an den Wänden im Pronaos und an jenen Cellenwänden vor welchem ein Säulengang hinläuft, damit diese Mauern nicht zu kahl und einfach aus dem Fußboden hervortreten oder, umgekehrt, sich aufsetzen.

Das dritte Beispiel giebt der Tempel der Minerva Polias zu Priene. Der Verfasser nimmt hier nach der auf einen richtigen ästhetischen Grundsatz beruhenden Ansicht des Vitruv; daß größere Säulen schlanker sein sollen als kleinere,

an, daß die Säulen mindestens 19 Modul, mithin $9\frac{1}{2}$ Durchmesser, hoch gewesen sein müßten; was auch bei deren Höhe von 40 Fuß ganz angemessen ist, indem solche durch die bei dieser großen Höhe eintretenden scheinbaren Verkürzung, dem schönen Säulenverhältniß vom vorigen Minerven-Tempel wieder näher gebracht werden. Die Basis ist hier mit der derselben gegebenen besonderen Plinthe gegen $\frac{2}{3}$ Durchmesser hoch. Dabei ist diese Plinthe nicht allein, wie bemerkt wird, deshalb angemessen, daß sie die runde Basis „behufs der bessern Beschauung höher erhebt und ihre feinen Glieder vor Beschädigung schützt," sondern sie möchte überhaupt als ein Theil, wodurch die Base selbst vervollkommend wird, anzusehen sein, wodurch namentlich auch die Säule an Standfestigkeit gewinnt. Wird weiter gesagt: „Das Kapitäl ist verhältnißmäßig kleiner, weil der Maaßstab der Säulen sehr groß ist. Es mangelt ihm, im Vergleich mit den vorhergehenden, an jener üppigen Entfaltung an Kraft, und doch durfte dasselbe im Vergleich zu dem Gebälk darüber nicht wohl größer sein," so liegt hierin ein Widerspruch. Warum soll das Kapitäl kleiner sein, weil der Maaßstab größer ist. Gerade deshalb müßte das Kapitäl in gleichem Verhältniß auch größer werden; selbst abgesehen davon, daß hier die bei einer größern Höhe eintretende scheinbare Verkleinerung zu berücksichtigen bleibt. Wohl aber ist richtig, daß dieses in den Gliedern nur $\frac{5}{12}$, und in den Schnecken nur $1\frac{5}{12}$ Durchmesser große Kapitäl, obwohl an sich zur Säule zu klein, dennoch zu dem Gebälke passend ist. Dieses Gebälke ist aber augenscheinlich viel zu niedrig uud zu schwach zu der Säulenhöhe, da es zu dieser nur wie circa 1 zu $4\frac{1}{3}$ steht; während es zur Bildung eines harmonischen Ganzen, wie es der vorige Minerven-Tempel zeigt, zu seiner Höhe noch mehr wie 1 zu $3\frac{1}{2}$ verlangt hätte, weil hier ebenfalls die durch die größere Höhe vermehrte scheinbare Schwächung eine nähere Beachtung verlangt. Es tritt übrigens bei dieser schon in Alexanders Zeitalter fallenden

jonischen Ordnung derselbe Fall ein, wie solcher bereits näher bei der dorischen Ordnung berührt wurde, daß dabei der ästhetische Moment zu wenig berücksichtigt worden ist. Die Beobachtung dieses letztern Punktes hielt aber schon Vitruv in seiner Bestimmung über die Höhe der Gebälke zu den Säulen für nöthig[1]).

„Beispiele aus der Blüthenperiode der Baukunst des Perikles ꝛc."

„Vom Tempel am Ilissus bei Athen. Taf. 31 und 32."

Derselbe ist bereits im Vorigen in seinen Hauptverhältnissen näher berührt worden. Das von Stuart hier in den Fries „substituirte Figuren-Relief" scheint weder zu der einfachen Haltung des Ganzen noch zu dem Friese selbst zu harmonieren. Besonders spricht hier nicht dafür, daß der Fries erheblich niedriger ist als der Architrav, was sonst nicht vorkommt, wo eine solche Verzierung des Frieses stattfindet. Daß der Verfasser aus dem „Umstand, daß am Ar-

---

1) Derselbe sagt im III B. 3 K. Seite 143: „Ist die Säulenhöhe von fünfzehn bis zwanzig Fuß, so theile man selbige in dreizehn Theile und nehme Einen davon zur Höhe des Unterbalkens: Ist sie von zwanzig bis fünf und zwanzig Fuß; so theile man sie in dreizehntehalb Theile und mache von Einem derselben des Unterbalkens Höhe: Ist sie von fünf und zwanzig bis dreißig Fuß, so theile man sie in zwölf Theile und Ein Theil davon werde die Höhe des Unterbalkens. Und so ist beständig nach der Säulenhöhe verhältnißmäßig die Höhe des Unterbalkens anzugeben; denn je höher der Blick steigt, je schwerer durchdringt er die Dichtigkeit der Luft; er wird daher schwach und in seiner Ermattung bringt er dem Vorstande aus der Höhe nur ein unbestimmtes Maaß der Gegenstände zurück. Daher muß man allezeit zu jedem Gliede verhältnißmäßig zusetzen; damit sie, wenn die Gebäude sehr hoch liegen, oder auch selbst sehr colossalisch sind, dennoch das verhältnißmäßige bestimmte Maaß haben mögen." Da nach diesen bemerkten Höhenbestimmungen der Architrave weiterhin auch jene von den Friesen und den Kranzgesimsen bestimmt werden, so geht natürlich daraus die Erhöhung der ganzen Gebälke bei den größern Säulen hervor.

chitrav des Pronaos eine Bemalung gefunden wurde, und eine ähnliche wahrscheinlich auch am Mittelstreifen der äußern Mauerbekrönung zwischen den Anten-Kapitälen angebracht war, läßt vermuthen, daß noch mehrere der glatten Gliederungen ursprünglich mit farbigem Ornament geschmückt waren," eine umfangreiche Schmückung ableiten will, scheint von um so weniger Gewicht zu sein, als hier eine Vermuthung noch auf eine Wahrscheinlichkeit mit gestützt wird. Auch möchte diese Annahme nicht dadurch verstärkt werden, wenn dabei mit auf späteres „skulpirtes Ornament" hingewiesen wird.

„Vom Tempel der Minerva Polias zu Athen.
Taf. 33 bis 36."

Wenn der Verfasser die hier vorhandene „seltene Compination, aus eigentlich drei Bauwerken, in malerischer Unsymmetrie gruppirt," bestehend, zusammen oder im Ganzen genommen, auch als eine geniale Verbindung „durchdacht-construirte Architektur" annehmen will, so geht derselbe zu weit, da in dieser Hinsicht die Gruppirung dieser Theile gleichsam wie Ein Hingewürfeltes erscheint, daß sich namentlich in ästhetischer Beziehung nur durch die hier vorhandenen Localverhältnisse, sowohl in der Bodenbeschaffenheit selbst, als in den unverrückbaren Heiligthümern entschuldigen läßt. Dagegen ist jedes dieser Bauwerke an sich „in den eleganteſten Formen und edelsten Verhältnissen entwickelt" und „mit musterhaft ausgeführten Einzelnheiten geziert," dergestalt, daß sie für die Architektur einen unschätzbaren Werth gewähren. Namentlich geben auch hier die größern Detail-Zeichnungen von der Vorhalle des Minerva-Tempels einen weitern und genauern Beweis von der großen Einfachheit und Schönheit ihrer Architektur [1]). Bei dem

---

1) Diese Ansicht hat mich auch vor Kurzem bewogen, diese Ordnung zur Grundlage einer Bauausführung zu nehmen, wobei jedoch

Hauptgesimse bemerkt der Verfasser: „Die Sima wurde auf Taf. 30 besser ergänzt.“ Daß Demselben jene Sima, deren unverhältnißmäßige Größe und reiche Verzierung bereits daselbst gedacht worden ist, mehr zusagt, als die auf der vorliegenden 33. Tafel, fällt bei seiner Vorliebe für reichen Schmuck nicht eben auf; doch wird die letztere Sima immer als sachgemäß und passend zum Ganzen den Vorzug verdienen. Wird weiter bezüglich des verzierten Halses am Kapitäl bemerkt: „Dieser Hals gewährt auch einen wesentlichen Vortheil beim Versetzen, weil dabei die herunterhängenden, zerbrechlichen, dünnen Schneckenscheiben nicht so leicht beschädigt werden können,“ so ist dieses eine Voraussetzung, die nicht blos solchen Kapitälen, sondern auch jeder andern Kapitälform zu Gute

---

besonders folgende Abänderungen eingetreten sind: Am Kapitäl mußte die doppelte Schneckenwindung wegen der beschränkten Größe des Baues wegbleiben. Zum Hals an demselben wurde die Verzierung und der Perlenring vom Kapitäl des Tempels des Erechtheus (Taf. 35) genommen. Eben so hielt ich es sowohl in statischer wie in ästhetischer Beziehung für angemessen, den Deckel vom Kapitäl nicht mit einem Eierstab, sondern mit einem Kehlleisten mit Blätterverzierung zu bilden. In statischer Hinsicht nämlich, weil ein sculpirter Eierstab den Abacus für die Ansicht mehr zerklüftet und schwächer macht als ein dergleichen Glied mit Blätter; während gerade hier dieses Glied als Deckel zum Anschluß an dem Architrav, seine Tragfähigkeit am ersten zu zeigen hat. In ästhetischer Hinsicht aber, weil theils durch die größere Zerklüftung bei einem Eierstabe die oberste Linie oder der Umriß von dem Kapitäldeckel ebenfalls unruhiger wird, theils auch ein mit Blätter verziertes Glied sich zu den schon mit Eier verzierten Wulst am Kapitäl in eine schönere Mannichfaltigkeit stellt. Dann hielt ich auch die Anordnung eines Trennungsgliedes oder Plättchens zwischen der unterschnittenen Kranzplatte und dem Kehlleisten für geeignet und zwar im Allgemeinen, weil mir hier diese unmittelbare Verbindung zu wenig motivirt oder vermittelt vorkommt, und es gleichsam scheint, als wenn der Kehlleisten von der Last der Kranzplatte ausgebaucht oder geschwollen wäre, sowie im Besondern, weil, wenn, wie bei diesem Bau, eine Blätterverzierung am Kehlleisten im Relief eingegraben wird, der Kehlleisten sich mit seiner Formzerklüftung in einer unruhigen Linie an dem Kranzleisten anschließt.

kommt. Gewiß wird es Niemanden auch bei der Fertigung eines Kapitäls ohne einen solchen Hals einfallen, den zwischen den Schnecken befindlichen Stein, dessen Stärke doch einmal von der Größe der Schnecken näher bedingt wird, wegzuarbeiten, sondern er wird solchen stehen lassen und ebenfalls zum obern Schafttheil zu richten, gleichviel ob die Säule glatt gehalten oder cannelirt wird.

Das auf **Taf.** 35 dargestellte Kapitäl vom „Porticus des Erechtheums“ wird dem vom Tempel der Minerva in der Anwendung besonders da vorzuziehen sein, wo das ganze Bauwerk von einer erheblichen Größe ist, indem jenes bei $1^{11}/_{12}$ Durchmesser Frontbreite $^5/_6$ Durchmesser hoch ist, während dieses zu seiner Höhe nur **circa** $^3/_4$ Durchmesser hat. Was die „Halbsäulen an der westlichen schmalen Seite zwischen dem viersäuligen Porticus und der Caryatiden-Halle betrifft, so möchte ich besonders diese ganz unorganische und daher nichts weniger als nachahmungswerthe Säulenbildung an Ort und Stelle sehen, um vorzüglich aus der nähern Untersuchung des rein Technischen ein specielleres Urtheil davon abgeben zu können.

„Vom Innern des Apollo-Tempels (bei Bassä) bei Phigalia. **Taf. 37.**“

Dieses Innere gewährt in einem hohen Grade viel Eigenthümliches, dem jedoch in rein architektonischer oder kunstgerechter Hinsicht nicht jener Werth beizulegen sein möchte, welchen der Verfasser diesem zu geben scheint. Schon die Bildung der Stirnseite von den „strebepfeilerartigen Mauervorsprüngen“ zu „jonischen Halbsäulen“ ist so unorganisch wie nur irgend eine Sache sein kann. Was dabei zunächst den Umstand betrifft, daß „hier nur eine Säulenstellung“ angeordnet ward, so scheint der Verfasser zu übersehen, daß nicht sowohl „die geringere Höhe im Innern“ dieses nicht erlaubte, sondern daß hier nicht auch wie gewöhnlich bei anderen Hypäthräen, eine Zwischendecke anzulegen war, und

daher auch nicht „zwei übereinander vorkommen“ konnten oder nöthig waren.“ Daß der „Architekt“ aber zu dieser Einen Säulenstellung, „statt der stämmigen dorischen Ordnung, die schlankere jonische“ wählte, war an sich um so angemessener, als diese Letztere in einem abgeschlossenen inneren Raum stand und namentlich zu den außerhalb stehenden dorischen Säulen keine Disharmonie veranlaßte. Eigenthümlich genug ist zwar die Basis an diesen Halbsäulen mit ihrer vorzüglich großen Ausladung gebildet, doch ist sie, obwohl „der Säule einen festen Stand“ gewährend, den gewöhnlichen Säulen-Basen gegenüber, so wie ihrer Raumbeschränkung wegen, als nicht weiter anwendbar anzusehen. Bemerkt der Verfasser „das Kapitäl ist für die nahe Ansicht von unten hinauf, und für die scharfe Beleuchtung an diesem Orte, mit großem Kunstsinn gebildet,“ und: „die aufwärts gebogene Verbindung oder Schweifung zwischen beiden Schnecken wurde durch deren Vorwärtsbiegung gegen die Ecken hin, bei der Ansicht von unten hinauf, wieder zu einer geraden Linie ausgeglichen, welche dann mit der Unterkante des Architravs in eine passende Verbindung kam,“ so ist diese Ansicht wohl nicht klar. Wie kann sich nur der jetzt krumme Saum, welcher die beiden Schnecken verbindet, zu einer geraden Linie ausgleichen und mit dem dicht darüber hinziehenden geraden Architrav passender verbinden. Geschähe das Erstere wirklich, so müßte dann das jetzt gerade Architrav krumm werden, wodurch das jetzige unparallele Verhältniß dieser beiden Linien wesentlich gleich bleiben, und sich nur in einer umgekehrten Richtung darstellen würde. Eben so dürfte auch dem Verfasser die an dem Kapitäl zwischen den Schnecken hinzugefügte Verzierung nicht ganz gelungen sein. Die Umänderung der in „den Winkeln der Schnecken“ vorhandenen „Klötzchen“ in Blüthen oder Blätter, die sich an den Wulst anschließen, kann als ähnlich mit dergleichen Anordnungen bei andern jonischen Kapitälen, geeignet erscheinen, obwohl dabei hier der An=

schluß an den unverzierten Wulst sich weniger harmonisch giebt. Dagegen ist die versuchte Verbindung dieser beiden Verzierungen und die darauf in der Mitte basirte „Honigblume," theils als zu reich zum Ganzen, besonders weil der Wulst hier „ohne die gewöhnliche Eierverzierung" ist, theils weil das Kapitäl bezüglich seiner an dieser Stelle organisch bedingten Tragfähigkeit, scheinbar zu viel pyramidalisirt wird, weniger passend. Die „Verwandtschaft" aber, welche der Verfasser bei dieser Anordnung mit einer ähnlichen Verzierung bei einem andern „Korinthischen Kapitäl" erblicken will, ist jedenfalls sehr verschieden. Bei dem Letztern ruht die Verzierung auf den zwei mittleren Schnecken und füllt den Raum oder das Feld, welches von den beiden äußern, höher hinauf gehenden Schnecken und dem starken Abacus gebildet wird, angemessen aus, während in dem vorliegenden Falle, wie schon bemerkt, die formalen Verhältnisse ganz anders sind. Erwähnt der Verfasser weiter: „Der Abacus ist nicht mehr in seiner ursprünglichen Gestalt vorhanden, vermuthlich waren seine Seiten concav," so erscheint es geeigneter und werthvoller, wenn Derselbe, statt der gedachten Kapitälverzierung, die Reconstruirung dieses Kapitältheiles versucht hätte. Wohl mag diese Sache schwieriger zu lösen sein; wenigstens gestehe ich offen, daß ich nicht recht weiß, wie ich solche angreifen soll. Daß die äußeren Seiten von dem Abacus „concav" gewesen sein können, wird durch die von dem Verfasser in **Fig.** 3 gegebenen „Oberansicht" näher bedingt; aber was es mit dem großen Raume, der sich zwischen den Ecken vom Abacus und den durch die obere Saumschweifung tief herabhängenden Schnecken ergiebt, werden, oder wie solcher gebildet werden soll, ist um so schwerer zu bestimmen. Fast scheint es mir dabei, daß hier das Eigenthümliche dieses Kapitäls selbst so weit gegangen ist, daß es überhaupt keinen Abacus gehabt hat, und dessen Stelle vielmehr, ähnlich wie bei ägyptischen Säulen, von den zwischen dem Kapitäl und dem Architrav vorhandenen Aufsatz oder

Unterlager, wozu die Stärke von dem Mauervorsprung maßgebend sein konnte, ersetzt war.

An dem Gebälke kann die außergewöhnliche Höhe des Frieses zum Behufe der Ausfüllung desselben mit „Hautrelief," wie nicht weniger auch die geringe Ausladung der Kranzplatte, zum Vortheil der bessern Beleuchtung dieser Bildwerke, wie es auch der Verfasser erwähnt, nur als zweckmäßig angesehen werden.

Daß „die nischenähnlichen Zwischenräume," welche die „strebepfeilerartigen Mauervorsprünge" im Innern ergeben, „vermuthlich zur Aufstellung von Statuen und Weihgeschenken" dienten, ist sehr wahrscheinlich; doch dürfte wohl die eigentliche Anordnung dieser Pfeiler nicht deshalb geschehen sein, um dergleichen nischenartige Vertiefungen zu bilden, sondern vielmehr darum, um damit die Stabilität des ganzen Tempels gegen Erderschütterungen zu vermehren.

„Von den Propiläen zu Eleusis. Taf. 38."

Wenn der Verfasser hier sagt: „Alle Theile dieses Kapitäls zeigen schöne Verhältnisse," so wird zunächst dabei nicht klar, welche Verhältnisse oder welchen Kanon derselbe bei der Beurtheilung des jonischen Kapitäls eigentlich zu Grunde legt. Bei dem Tempel am Ilissus sollte das Kapitäl gegen das am Tempel der Minerva „unverhältnißmäßig groß" sein. Nun ist das Erstere in den Schnecken $1^{11}/_{20}$ Durchmesser breit und $^{1}/_{2}$ Durchmesser hoch, während das Letztere $1^{31}/_{60}$ Durchmesser Breite und $^{3}/_{4}$ Durchmesser Höhe hat; so daß bei dem Ilissus-Kapitäl sich nur eine etwas zu reichliche Ausladung ergiebt, während dagegen, weil diese Säule selbst nicht so hoch ist als die am Minerva-Tempel, die geringere Höhe vom Kapitäl als zweckmäßig anzusehen ist. Das vorliegende Kapitäl ist aber an den Schnecken gegen $1^{2}/_{3}$ Durchmesser breit, wodurch es zu viel Ausladung erhält und nicht schön erscheint. Schon ein

flüchtiger Blick läßt das Letztere dadurch erkennen, daß wenn man bei diesen erwähnten 3 Kapitälen die Schaftlinien nach den Schneckenaugen zu verlängert, die Augen von den Kapitälen an den Tempeln am Ilissus und der Minerva, kaum so weit auseinander stehen, als die Säulen oben stark sind, während sich die Augen an dem vorliegenden Kapitäl $1\,^1/_5$ Schaftdicke von einander entfernt stellen. Dieses Mißverhältniß an dem letzteren Kapitäl wird auch dadurch noch auffälliger, als die Höhe des Kapitäls nur $^7/_{12}$ Durchmesser beträgt. Bemerkt der Verfasser weiter: „Von besonders zierlicher Wirkung ist der kräftige Eierstab in der Unteransicht des Kapitäls," so giebt sich dieser Wulst allerdings hier sehr stark und mit seiner Verzierung dominirend, da solcher $^2/_7$ von der Höhe des Kapitäls hat, während derselbe bei dem Kapitäl des Tempels am Ilissus, wo solcher schon von einem reichlichen Verhältniß ist, nur $^1/_4$ Theil davon beträgt; doch wird dieser Eierstab dadurch in ästhetischer Hinsicht unbezweifelt ebenfalls zu groß zu dem ganzen Kapitäl.

In das dargestellte „complicirte Deckenwerk" näher einzugehen, möchte hier zu weit führen. Sinnreich genug, wie nicht zu verkennen, ist solches construirt; obwohl auch hier bei dieser versuchten „Reconstruction des Ganzen," sich manches Ideale an die Stelle des Einstigen gesetzt haben mag. Wenigstens läßt schon der Zusatz: „Die neuesten Untersuchungen der athenienſischen Propyläen haben in Hinsicht auf das Deckenwerk eine nicht eben so klar durchgeführte Construction geliefert," dieses annehmen.

„Vom Vestibulum zu Eleusis. Taf. 39."

Die Vermuthung, welche hier für die dargestellte „Jonische Ordnung," die „unter den Ruinen dieses Gebäudes" aufgefunden wurden, dahin ausgesprochen wird, „daß sie einst zum Einschluß des Vorplatzes vor dem Vestibulum ge-

hört haben möchte," scheint nicht unbegründet zu sein. Wenigstens spricht, außer den von dem Verfasser angeführten Umständen: daß sowohl das Kapitäl „auf der einen Front" als der Architrav „auf der innern Seite ganz roh gelassen worden," auch noch die dem ganzen Gebälke gegebene Construction dafür, daß diese Ordnung ausschließlich zur Aufstellung in einen innern Raume gebildet sein mag. Die dem Gebälke gegebene Profilirung ist nämlich hier ganz für die Ansicht aus einem beschränkten Standpunkte geeignet, indem theils zur bessern Ueberblickung des Frieses nicht allein die Streifen vom Architrav, um die Ausladung von seinen obern Gliedern zu vermindern, zurückgeneigt worden sind, sondern der Fries selbst ist in nicht üblicher Weise noch über dem obern Architravstreifen hinausgerückt worden, theils die Kranzplatte nicht stark überspringt. Dabei konnte diese Ordnung, wenn man die Sima am Kranzgesimse nicht als einen bloßen Restaurations-Zusatz annimmt, in einem beschränkten Hofplatz stehen, oder ohne Sima in einem wirklichen inneren Raume placirt sein. Der Verfasser hat übrigens bei dem Kranzgesimse auch darin Recht, daß solches wegen der Zahnschnitte mit an den später in Jonien vorkommenden Typus streift.

Bei dieser Ordnung tritt übrigens bei dem Kapitäle zum ersten Mal die Anordnung vor Augen, die weiterhin bei allen jonischen Kapitälen, sowohl bei den Römern als den neuern Meistern selbst characteristisch wird, daß der Deckel von dem Kapitäl sich mit einem besondern Riemchen oder einem sehr verjüngten dorischen Abacus (Ueberschlag) schließt. Diese Anordnung hat allerdings auch seine gute Seite, indem sie theils dem Kapitäl oben immer gerade und ruhige Umrißlinien verleiht, selbst wenn der darunter liegende Kehlleisten mit sculpirter Arbeit verziert werden soll, theils auch dadurch sich zur Tragfähigkeit und zum Anschluß an dem Architrav besser eignet.

„Beispiele von den Monumenten in Kleinasien aus dem Zeitalter Alexanders."

Der Verfasser führt ganz angemessen als besonders characteristisch bei diesen Monumenten an: Kleine Kapitäle, schwachen Architrav, niedrigen Fries, Zahnschnitte, Anten-Kapitäle, mit einer Sopha ähnlichen Front und dünnen Seitenpolstern, freistehende Pfeiler mit dergleichen Kapitälen. Wozu sich noch hinzufügen läßt, daß dabei das Streben der Architekten überhaupt mit dahin ging, die Starttheile im Allgemeinen schlanker und leichter zu gestalten, und die specielle Gliederung daran zu vermehren. Da dieses aber bei einer Vergleichung mit dem attisch-jonischen Typus, nur auf Kosten der bei diesen Musterbildungen vorhandenen Einfachheit und harmonischen Formverhältnissen geschehen konnte, so ist daher der wirkliche Kunstwerth, der in dem eigentlichen Jonien liegenden Werke, trotz ihrer oft sehr reichen Verzierung, auch weit geringer als der von den attischen Werken.

„Vom Tempel der Minerva Polias zu Priene. Taf. 40."

Der Grundriß von diesem Tempel zeigt zunächst eine größere Regelmäßigkeit in der Anordnung der Säulen und der Anten-Pilaster, als dieses bei den frühern attischen Werken üblich war. Sie sind nämlich hier so gestellt, daß deren Längen- und Querachsen sich immer schneiden, wodurch namentlich auch das Deckenwerk über den Säulengängen eine ganz symmetrische Eintheilung erhalten kann. Der Verfasser berührt dieses letztere Verhältniß damit, wenn er weiterhin bemerkt, daß die Decke „je zwischen zwei Säulen aus einem großen Felde" bestanden hätte, das durch Balken gebildet worden sei, die von „jeder Säule" ausgegangen wären.

Bezüglich der Kapitäle sagt der Verfasser: „Das Eck-Kapitäl unseres Tempels ist von jenen ältern Mustern zu Athen in etwas abweichend. Zwei ganze Schneckenscheiben bilden nämlich den innern Winkel. Herr C. Böttiger

sagt zwar in seiner Tektonik der Hellenen (Jonika Seite 23), daß dieses Kapitäl von allen Monumenten negirt werde. Man vergleiche jedoch dagegen **Jonian Antiquities.** ꝛc." Ganz abgesehen davon, was hier das Herkömmliche für den einen oder den andern dieser beiden Fälle etwa spricht, scheint mir besonders von dem ästhetischen Standpunkte aus die von Böttiger vertretene Ansicht, wornach die beiden fraglichen, Schnecken sich innerhalb so zusammenschneiden, wie es für die Seitenvoluten ein rechtwinklicher Kapitäldeckel oder Abacus bedingt, den Vorzug zu verdienen. Hierdurch werden zwar diese Schnecken unvollständig, während nach der von dem Verfasser für das Kapitäl angenommenen Methode dieselben an der innern Ecke eine vollständige Windung erhalten. Erwägt man aber, daß bei der letzteren Construirung das Kapitäl an zwei Seiten in den Schneckenpolstern und am Abacus windschief wird, wodurch dessen Ansicht von den beiden Fronten aus wesentlich verliert, daß auch innerhalb wo die zwei Schnecken in ihren äußeren Bogen zusammentreten, sich ober- und unterhalb derselben größere, für die Ansicht unschöne Winkel bilden, so dürfte die erstere Anordnung immer die einfachste, natürlichste und schönste sein.

Meint der Verfasser mit: „Die Wohlverhältnisse in der Gliederung des Gebälks, **Fig.** 1, und die geschmackvolle Ornamentirung sind durchweg musterhaft," blos die specielle Gliederung oder Profilirung an dem Architrav und dem Kranzgesimse, so läßt sich Diesem beistimmen; während hingegen die Haupttheile von dem Gebälke an sich nichts weniger als in einem schönen und harmonischen Verhältniß stehen. Namentlich ist der Architrav und besonders das Kranzgesimse zu dem Fries viel zu groß, oder umgekehrt, der Fries ist zu diesen beiden Theilen viel zu klein, da dessen Höhe nicht ²/₃ Theil von dem Erstern, und nur gut die Hälfte von dem Letztern beträgt. Außerdem muß auch hier besonders die Anlage der vertieften Felder in der Sofitte am Architrav als eine über-verfeinerte Verzierung betrachtet wer-

den, da diese dem Architrav eine ganz unorganische Schwächung verleihen. Das auffallende Mißverhältniß, welches dieses Gebälke überhaupt wegen seiner zu den Säulen zu geringen Höhe gewährt, ist bereits bei **Taf.** 30 näher erörtert worden.

Wenn der Verfasser zu der Säulen-Basis **Fig.** 9 bemerkt: sie „giebt zugleich das älteste Beispiel einer Basis mit einer viereckigen Plinthe, die der Architekt wahrscheinlich anwendete, um die dünnen Stäbchen vor Beschädigung zu schützen," so hat Derselbe wohl den Hauptzweck der dem Architekten zu dieser Anlage bewogen haben mag, nicht richtig erkannt. Die der Base gegebene Profilirung, wonach besonders dem statischen Princip entgegen, die schwächeren Glieder, die „dünnen Stäbchen," unten zu liegen kommen, verlangte nämlich dann um so mehr auch noch die Hinzufügung eines stärkern untern Gliedes oder einer Plinthe, um der ganzen Basis eine genügende Tragfähigkeit zu der Säule zu geben. Deckt man die Plinthe in der Zeichnung zu, so wird es noch augenscheinlicher, daß diese Stäbchen ungenügend und viel zu schwach zur Grundlage für eine Säule sind. Uebrigens wird der Vortheil, den die Plinthe für die Beschädigung der Stäbchen gewähren soll, schon dadurch geringer, daß die Plinthe nicht hoch genug ist, um an einem solchen Orte die Beschädigung dieser Stäbchen wesentlich verhindern zu können. Außerdem gewährt diese Basis an zwei Stellen eine Profilirung die besonders bei einer Aufstellung im Freien nicht nachahmungswerth ist. Es ist nämlich nicht allein oberhalb an dem großen Pfühl eine kleine Hohlkehle angelegt, sondern die Einziehung über den zwei unteren Stäbchen ist so geformt, daß beide Glieder abflußlose Wasserrinnen bilden, die natürlich besonders für die Conservirung der Base nachtheilig sind. Sagt der Verfasser weiter: „Bei der Basis vom Tempel des Apollo Didymäus, **Fig. 11**, springen die Stäbchen unter dem Pfühl nicht vor, was auch an unserer Basis (**Fig.** 9) zu wünschen wäre," so ist Diesem

nur beizustimmen. Fügt derselbe aber noch hinzu: „Damit die zierliche Cannelirung am untern Theile des Pfühls für den Beschauer sichtbar bleibe. Diese Basis macht bei der Ansicht von unten hinauf, wo alsdann die Säulen erhöht stehen, eine viel bessere Wirkung, als die attische," so läßt sich Diesem nur bedingungsweise beitreten. Der gedachte Vortheil bei der Cannelirung tritt hier nur in soweit ein, wenn man etwa dazu den tieferen Standpunkt außerhalb dem Säulengang einnimmt, nicht aber wenn man in diesem Letzteren steht, wo sich die Ansicht darauf nicht verändert. Dabei scheint mir diese eigenthümliche Cannelirung der untern Seite vom Pfühl überhaupt wesentlich mit darauf berechnet zu sein, ähnlich den Unterschneidungen bei anderen Gliedern, dem Ablauf des Wassers zu befördern. Auch ist unbezweifelt die attische Basis in ihrer Gliederung mehr zweckmäßig und harmonisch gebildet, als die an dem vorliegenden Tempel. Die Profilirung der Basis Fig. 11 selbst, kann übrigens, weil hier unter dem massenhaften Pfühl nur schwache Glieder, besonders dünne Stäbchen liegen, ebenfalls nur als ganz unstatisch construirt angesehen werden. Vergleichsweise sind dergleichen Basen eben so ungeeignet gebildet, als wenn man bei einem dorischen Kapitäl die Leistchen oder Annuli, welche hier eine angemessene Uebergangsstufe zwischen den Streifen der Schaft-Cannelirung und dem starken Echinus bilden, zwischen dem Letztern und dem Abacus legen wollte. Die „alterthümliche Basis" Fig. 10, an welcher der Pfühl und die Einziehung, oder die ganze Basis, mit lauter Canneliren und Einschnitten versehen ist, kann natürlich wegen ihrer unschönen Form, keinen weitern Werth für eine Nachahmung abgeben.

„Von den Propyläen zu Priene. Taf. 41."

Versteht der Verfasser bei der Seitenansicht vom Kapitäl mit der Anführung, daß sie „sich durch die zierlich ge-

schmückten Polster von anderen gefällig unterscheide," blos diese Verzierung an sich, so kann Diesem beigestimmt werden; will derselbe aber damit bezeichnen, daß eine solche Schmückung an einem Polster überhaupt geeignet sei, so ist Diesem um so mehr entgegenzutreten, als diese arabeskenförmige Verzierung weder organisch noch harmonisch zu den Schneckenwindungen stimmt, und daher mehr als eine überverfeinerte Zierde zu betrachten ist. Die hier eben so genial als eigenthümlich gebildeten „Pfeiler-Kapitäle" mit ihren Seitenpolstern, stimmen zu den ähnlich geformten Polster-Kapitälen an den Säulen in einer sehr angemessenen Weise. Doch würde für die Gesammtansicht sowohl das Harmonierende von diesen beiden Kapitälen, als auch Das von dem ganzen Pilaster und der Säule selbst, sich noch vermehrt haben, wenn hier dem Säulen-Kapitäl, statt daß es in seinen Gliedern nur eine Höhe von **circa** $1/2$ Durchmesser erhalten hat, ebenfalls die Höhe des Pilaster-Kapitäls von **circa** Einen obern Durchmesser gegeben worden wäre, wie dieses die Säulen-Kapitäle am Tempel des Erechtheus haben. Auch würde dadurch der Unterschied in der Stärke, den der Pfeiler über Eck zu der Säule zeigt, sich weniger auffällig geben, weil dann die Säule bei einem höhern Kapitäl, scheinbar nicht so schlank aussehen würde.

Das Gebälke zeigt hier besonders in seinen Haupttheilen einen hohen Grad von Disharmonie in den Verhältnissen, indem das Kranzgesimse 2 Mal, und der Architrav $1\,1/2$ Mal so hoch ist als der Fries. Schon diese große Ausartung in den Haupttheilen, wie nicht weniger in ihren speciellen Gliederungen dürfte die Ansicht des Verfassers: „Die Ausführung dieser Thorhalle geschah höchst wahrscheinlich erst nach Erbauung des Tempels," beweisen, wenn nicht schon der ganze Typus von dem Kapitäl auf eine viel spätere Zeit mit hinwiese. So zeigt namentlich hier der Deckel mit seinem obern riemchen-artigen Gliede, die nicht über dem Wulst vorhandene gesenkte Saumverbindung der Schnecken,

der starke Wulst, die attische Basis, statt der an den Tempelsäulen angewendeten jonischen, auf die spätere römische Baumanier hin. Das vorliegende Gebälke hat übrigens in seinen Verhältnissen und in seiner Profilirung eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Gebälke am Thurm der Winde in Athen, welcher nach Seite 60 „um 159 v. Chr." erbaut sein soll. Besonders ist am Ersteren der Fries oben ebenso eigenthümlich auswärts oder ausladend gebogen, wie der Fries an dem Letzteren. Eine solche obere Ausbiegung des Frieses ist übrigens für diejenigen Fälle nicht ganz als unangemessen anzusehen, wo die Friesfläche selbst — wie es auch bei der vorliegenden Ordnung der Fall gewesen sein kann — mit stark hervortretenden Reliefs geschmückt wird, weil dann die unteren Glieder von dem Kranzgesimse sich angemessener zu den erhöhten Punkten vom Relief stellen und nicht gleichsam hinter diesem versteckt sind.

„Säulen-Kapitäle."

„Vom Tempel des Apollo Didymäus bei Milet. Taf. 42."

Hier giebt zunächst der Verfasser mit der Anführung: „eine dritte Säule ist noch nicht fertig cannelirt," in so fern zu seiner dorischen Säulenmantelsache eine bemerkenswerthe Notiz, als damit bestätigt wird, daß auch in der frühern Zeit das Einarbeiten der Canneliren in die Säulenschäfte erst nach deren Aufstellung geschah. Für das Vorkommen solcher unfertigen Cannelirungs-Arbeiten selbst, läßt sich übrigens sehr wohl annehmen, daß einst eine allgemeine blühende Cultur-Epoche, die natürlich auch die Erbauung neuer Tempel wesentlich beförderte, durch das Eintreten von Natur- oder Kriegsereignissen unterbrochen wurde, und namentlich dadurch auch manchen noch im Bau begriffenen Tempel, der Stempel zu seiner Unvollendung für immer aufgedrückt werden konnte.

Das in den Gliedern kaum $^2/_5$ Durchmesser hohe und in der Fronte an den Schnecken nur $1^{11}/_{30}$ Durchmesser

breite Kapitäl, muß sich auf den 63 Fuß hohen Säulen überaus klein und dürftig ausgenommen haben; wenn auch dasselbe sonst in seinen einzelnen Theilen, mit Ausnahme des etwas zu großen Eierwulstes, nicht eben sehr unharmonisch gebildet ist. Die dabei in der Fronte an diesem Kapitäl fehlende untere Saumverbindung der Schnecken würde freilich hier, wie es schon der Verfasser berührt, wegen des stark vortretenden Wulstes wenig sichtbar geblieben sein. Die Basis von diesen Säulen, mit ihrer unschönen Profilirung, ist bereits bei **Taf.** 40 **Fig.** 11 näher betrachtet worden.

Was der Verfasser über die Höhe der Säulen und des Architravs sagt, nämlich: „Die Höhe einer Ecksäule beträgt daher $19\frac{1}{4}$ Modul, während die anderen noch etwas schlanker sind. Die weite Ausdehnung der zehnsäuligen Giebelseite hat wahrscheinlich den Baumeister bestimmt, die Säulen im Verhältniß höher zu machen, damit die Front nicht gedrückt erscheinen möge. Auch stehen die Säulen sehr eng (nur $5\frac{1}{2}$ Modul von Achse zu Achse), und doch erscheint der Architrav äußerst niedrig und erhielt vermuthlich deshalb nur zwei Streifen; er ist auf Taf. 43 unter **Fig.** 3 vorgestellt. Von dem Kranzgesims sind keine Theile mehr aufgefunden worden," ist mir nicht klar. Daß die Säulen theils wegen der großen Ausdehnung der Giebelseite, theils wegen ihrer großen Höhe selbst, theils endlich wegen ihrer engen Stellung überhaupt, schlank gehalten wurden, damit sie nicht zu niedrig erschienen, war hier um so angemessener, als außerdem auch der aus der großen Front-Breite entstehende hohe Dachgiebel mit seinem Giebelfeld wesentlich auf die Säulen mit drückte. Wie aber diese, zu der eigenen harmonischen Formbildung der Säulen nothwendige Erhöhung, in irgend einer Weise nachtheilig auf den Architrav einwirken kann, ist mir nicht erklärbar. Der Architrav ist hier nach **Taf.** 43 **Fig.** 3, bei einer Säulenhöhe von 63 Fuß, nur 33 Part. hoch, während der Architrav bei dem Tempel der Minerva zu Priene bei einer Säulenhöhe von

40 Fuß und bei einem sehr schwachen Gebälke noch 46 Part. hoch ist; der Architrav hingegen bei dem als nachahmungswerthes Beispiel anzunehmenden Tempel der Minerva zu Athen bei 25 Fuß hohen Säulen eine Höhe von 51 Part. hat. Es liegt sonach nicht die Schuld an den Säulen, wenn der fragliche Architrav hier zu schwach erscheint, sondern derselbe ist vielmehr vom Hause aus zu niedrig angelegt worden. Sehr sachgemäß war es daher, daß dieser Architrav nur 2 Streifen, statt der sonst üblichen 3 erhielt, weil dieses denselben scheinbar weniger schwächte; so daß es in dieser Hinsicht noch angemessener gewesen wäre, wenn derselbe, wie bei dem Tempel am Ilissus, ganz glatt gelassen worden wäre.

„Vom Tempel der Minerva Polias zu Priene."

Die übrigen Theile von diesem Tempel, namentlich auch die Kapitäle von den Ecksäulen, sind bereits bei Taf. 40 besprochen worden. Das vorliegende Kapitäl von einer der „Mittelsäulen", ist bei einer Höhe von $^{13}/_{30}$ Durchmesser und einer Frontbreite von 1 $^{2}/_{5}$ Durchmesser, in seinen Gliedern und Verhältnissen schöner als das vorige Kapitäl. Besonders stellt sich hier der kleinere Eierwulst mehr harmonisch zu dem Ganzen. Auch giebt der darüber hinweglaufende geschweifte Saum den Schnecken eine angemessene Verbindung, wie dem Allgemeinen eine geeignete Zierde.

Der Kapitäldeckel hat hier dieselbe Form und Blätterverzierung, die ich dem attisch-jonischen Säulen-Kapitäl bei der Seite 85 bemerkten Bauausführung gegeben habe. Möglich, daß dem Baumeister bei dessen Anordnung dieselbe Ansicht leitete, die mich zu dieser Abänderung des attisch-jonischen Kapitäls bewogen hat.

„Vom Aquädukt des Hadrian zu Athen."

Dieses Kapitäl ist besonders dadurch in formale Mißverhältnisse gestellt worden, daß demselben bei nur $^{2}/_{5}$ Durch-

messer Höhe, theils eine zu reichliche Frontbreite von 1 $^{8}/_{15}$ Durchmesser gegeben, theils der Eierwulst viel zu groß gehalten ist. Durch die letztere Anordnung ist dann auch der Verbindungsstreifen von den zwei Schnecken sehr schmal ausgefallen. Die hier bei den Schnecken nach dem Auge zu heraustretende Windung streift zwar schon in jene gesuchte Verfeinerung und reichere Verzierungsweise der römischen Baumanier ein; doch ist Solches hier noch erträglich, weil es nicht gerade ganz unorganisch ist. Die Schneckenpolster sind hingegen zu dem Uebrigen vom Kapitäl zu reich verziert.

„Pilaster-Kapitäle aus der Cella des Tempels des Apollo Didymäus bei Milet. Taf. 43."

Diese eben so genial gebildete als schönen Kapitäle gewähren bis jetzt wohl die passendste und schönste Form zur Bekrönung eines stark hervortretenden Wand-Pilasters. Nicht weniger sind sie auch als Musterformen zu Pfeiler-Kapitälen zu empfehlen. Dabei stimmen solche mit ihrer Höhe von nur 1 $^{1}/_{3}$ Modul auch ungleich besser zu dem vorgedachten Säulen-Kapitäl von diesem Tempel, als jene ähnlichen Pfeiler-Kapitäle an den Propyläen zum Tempel der Minerva zu Priene, Taf. 41, mit ihrer 1 $^{9}/_{10}$ Modul Höhe zu ihren betreffenden Säulen-Kapitälen. Was das ungewöhnlich starke Vorspringen dieser Wandpfeiler selbst betrifft, das hier die halbe Dicke desselben beträgt, so mag dieses besonders mit darauf berechnet gewesen sein, ebenso die Stabilität des Tempels zu vermehren, wie es in größerm Maaße die strebepfeiler-förmigen Vorsprünge im Innern des Apollo-Tempels zu Bassä (Taf. 37) vermuthen ließen.

„Beispiele römisch-ionischer Ordnungen."

Mit Recht bemerkt der Verfasser hier: „Diese zeigen uns eine nicht wohl verstandene Nachahmung der späteren grie-

chischen Bildungsweisen der jonischen Ordnung, ohne deren schönes Verhältniß und structiven Zusammenhang erhalten zu haben." Waren übrigens schon die spätern griechischen Werke von den früheren Muster-Typen zu ihrem Nachtheil sehr auffällig abgewichen, so geben vollends diese römisch-jonischen Werke gewöhnlich Formen und Verhältnisse, von denen sich das Auge, troß des Reichthums von Verzierung an denselben, gern abwendet. Sie gleichen dabei viel jenen Koketten, die selbst mit dem reichsten Schmuck unharmonische Formen weder verdecken noch an sich werthvoll machen können.

„Vom Tempel der Fortuna Virilis zu Rom." **Taf. 44.**"

Zunächst mögen bei diesem Tempel die „Halbsäulen an der Cella-Mauer," wie sie es verdienen, als ganz unorganische corrupirte Gebilde bezeichnet werden, vor deren Nachahmung nicht genug zu warnen ist. Mit vollem Rechte stellt der Verfasser überhaupt diese Ordnung, wegen der Mißverhältnisse, die sie in ihren Formen zeigt, „als warnendes Beispiel" hin. Auffällig wird es jedoch, wenn der Verfasser mit seinen hierauf bezüglichen „Hindeutungen," zugleich den „Leser zu weiterer Kritik" auffordert, und zwar dahin, daß er dieses „durch ein fortgesetztes aufmerksames Vergleichen, besonders mit der Ordnung vom Tempel der Minerva zu Priene, **Taf.** 40" würde „fördern können" Diese Ordnung gewährt aber, wie es bei **Taf.** 30 und 40 schon näher berührt ist, vorzüglich in ihren Haupttheilen ganz unharmonische Verhältnisse, die eben so wenig zu einer Vergleichung, als zu einer Nachahmung zu empfehlen sind. Es ist daher um so weniger zu ersehen, warum der Verfasser nicht statt dieser Ordnung, jene von dem Tempel der Minerva zu Athen, **Taf.** 30 und 33, die er selbst Seite 34 „als das eleganteste, vorzüglichste Muster im Steinbau überhaupt zum Gegenstand eines gründlichen Studiums griechischer Baukunst jedem Architekten" empfohlen, angenommen hat.

„Vom Theater des Marcellus zu Rom. Taf. 45.“

Diese Darstellung giebt wohl ein „Beispiel derjenigen Combination von Bogen- und Säulenstellung, welche für die römische Architektur besonders characteristisch geworden ist und in der Folge so häufige Anwendung gefunden hat;“ aber nachahmungswerth ist eine solche Verbindung an sich, aus bekannten Gründen nicht, und zwar die vorliegende noch um so weniger, als hier im Allgemeinen die Säulen-Postamente, die jonischen Halbsäulen, das Gebälke und die Arkaden weder zu einander, noch in ihren Haupttheilen und Gliedern selbst, in einem schönen und harmonischen Verhältniß stehen. Weniger erklärbar wie dieses Letztere, giebt sich aber dabei das Eigenthümliche an dem Architrav, daß dessen drei Streifen erheblich überhängend profilirt sind, während namentlich der Fries und die vordere Seite von der Kranzplatte lothrecht stehen; da die hier vorhandene freie äußere Ansicht keinen nähern Grund dazu ersehen läßt.

„Von den Thermen des Diocletian. Taf. 46.“

Man kann dem Verfasser hier nur beitreten, wenn Derselbe „die Anordnung des Säulen-Kapitäls auf einem Pilaster“ für eine „Ungereimtheit“ erklärt, wie nicht weniger auch, daß statt der 5 Canneliren an der Frontseite des Schaftes, wegen ihrer zu dem übrigen Detail zu auffälligen Größe, 7 Canneliren anzulegen wären. Eben so ferner, daß sich der Pilaster nicht mit einer halben Cannelire an die Wand an schließen soll; weil dadurch der Umriß des Pilasters an dieser Stelle wesentlich verliert. Weniger klar und zustimmend ist dagegen, wenn Derselbe sagt: „Das Hauptgesims ist von den beiden vorausgehenden sehr verschieden — auffallend niedrig mit einem ausgebauchten Fries — eine Form, die beiden Römern, welche überhaupt in allen Gliederungen ihrer Bauwerke das Schwülstigste liebten, öfters Anwendung fand.“ Das vorliegende Hauptgesimse ist zwar „verschieden“ von den zwei vorhergehenden, aber diese Ver-

schiedenheit von jenen ist demselben, wie auch die von seinen übrigen Gebälketheilen, mit Ausnahme des Profils vom Fries, zu seinem Vortheil, sowohl in seinen Formverhältnissen wie in seiner Verzierung. Zwar ist das ganze Gebälke in seinem Verhältniß zu der Höhe seiner Säulen hier schwächer als bei den vorigen zwei Ordnungen, doch ist dieses für eine Ordnung, die nicht wie Diese im Freien, sondern in einem Saale steht, schon eher als angemessen zu billigen. Das Kranzgesimse an sich ist aber dabei, wenn auch gegen die vorigen zwei Ordnungen, wo sich diese Gesimse zu ihrem Gebälke wie 1 zu 2, und wie 1 zu $2^{1}/_{5}$ stellen, etwas schwächer, hingegen zu seinem eigenen Gebälke nicht „auffallend niedrig," sondern vielmehr, weil es zu diesem noch wie 1 zu $2^{2}/_{5}$ steht, verhältnißmäßig noch zu groß. Was den „ausgebauchten Fries" betrifft, so ist dieses freilich eine von jenen unorganischen und verwerflichen Formen, worin die römische Baumanier besonders reich ist, und die namentlich hier dem Fries das Ansehen verleiht, als wenn solcher von der Last des Kranzes zusammengedrückt worden wäre.

Möglich ist es jedoch, daß diese und ähnliche gebogene Friese auf einem Grundgedanken beruhen, der hier nicht vollständig zur Ausführung gekommen ist, und wobei sich diese Form an sich als mehr geeignet gäbe, obwohl sie auch in diesem Falle im Ganzen immer verwerflich bliebe. Der ungemäßigte Verzierungstrieb der Römer hat diese nämlich auch dahin geführt, daß sie, wie es der Fries an der Statuen-Säulenordnung im Louvre, **Taf.** 84, mit Eichenlaub vollständig zeigt, die ganze Fläche des Frieses in einer Weise mit Blätter bedeckten, daß Letztere, indem sie wagerecht liegen und mit Bändern umwunden sind, gleichsam ein Blättergewinde bilden, zu dessen Form die Ausbauchung des Frieses nicht allein vortheilhaft, sondern selbst nöthig war. Diese ganze Anordnung hat übrigens außer der Ausbauchung noch das Verwerfliche, daß sie dem Friese eine mehr zusammenbindende als die demselben zukommende tragende Gestaltung verleiht.

„Jonische Ordnung der neuern Meister.“

Wenn der Verfasser hierzu hauptsächlich bemerkt: „Wir führen hier die jonischen Säulen- und Bogenstellungen dieser sogenannten neuern Meister dem geneigten Leser vor Augen, der sie, mit den vorausgegangenen vergleichend, bald als eine zuweilen schwache Nachahmung römischer Beispiele erkennen wird, ohne Rücksicht auf die Größe des Maaßstabes in der Ausführung oder Wirklichkeit behandelt, worüber doch schon Vitruv so beachtenswerthe Lehren gegeben hatte, welche wir in dem Artikel „Säulenschäfte“ **Taf.** 88 folgen lassen werden;“ so verstehe ich Denselben nicht recht. Ohne den neuern Meistern das Wort reden zu wollen, da sie mit ihrer Kunst, jener der griechischen Blüthenperiode gegenüber, auf einen viel tieferen Standpunkte wie diese steht, glaube ich doch, daß denselben zu viel geschieht, wenn man ihre Leistungen etwa unter jene von den Römern stellen wollte. Sie mögen allerdings die Letztern viel zu ihrem Vorbilde genommen und nachgeahmt haben, aber von ihren Arbeiten selbst zeigt doch bei Weitem keine jene Mißgestaltung, wie solche der vorerwähnte Tempel der Fortuna, **Taf.** 44, giebt Sie mögen ferner auch namentlich das richtige Größenverhältniß bei ihren Säulen- oder Bogenstellungen, wie es nicht weniger auch bei den Römern der Fall ist, nicht immer beachtet haben; im Allgemeinen aber haben sie sich vielmehr zu sehr bestrebt, ihre Werke nach einem festgestellten Kanon oder nach einer und derselben Schablone zu zuschneiden.

„Vom Andreas Palladio. Taf. 47.“

Der Verfasser hält das Gebälke hiervon für „eine Nachbildung desjenigen auf **Taf.** 46“ dargestellten, mit „einer ungünstigen Abweichung im Kranzgesims,“ woran namentlich „die Kragsteine sammt ihren Untergliedern“ sich „zu schwer gegen die übrigen Theile“ ergeben sollen. Für die Erstere

spricht besonders der hier ebenfalls sehr stark auswärts gebogene Fries; bei den Letztern hingegen möchten nur die Glieder unter den Tragsteinen eine etwas zu reichliche Stärke haben, während diese Tragsteine selbst als nicht zu stark anzusehen sind. Der Architekt hat hierbei wahrscheinlich nicht sowohl die sogenannten Dielen-Köpfe der dorischen Ordnung im Auge gehabt, sondern beabsichtigt, der Kranzplatte selbst geeignete Unterstützungspunkte zu verleihen. In diesem Fall sind aber, wie es hier angemessen geschehen, diese Tragsteine auch stärker zu halten als es anderenfalls das Princip der Dielenköpfe zuläßt. Die dabei den Tragsteinen hier unterhalb gegebene Aushöhlung schwächt zwar scheinbar die Tragfähigkeit derselben; doch hat, der Form nach zu urtheilen, der Baumeister wahrscheinlich damit, gleich jeder anderen Unterschneidung, die Ableitung des Wassers bezwecken wollen. Wird weiter bemerkt: „Das sonst zierliche Blätterwerk in der Frontverbindung des Säulen-Kapitäls wird durch den viel zu weit vorspringenden Eierstab verdeckt. Derselbe schneidet überdieß auch unangenehm in die Schneckenscheiben ein," so ist dieses zwar richtig; diese zierliche Verzierung selbst ist jedoch, weil deren Anordnung innerhalb von Schneckenwindungen nicht paßt, nicht nachahmungswerth. Viel sachgemäßer ist auch hier an den attisch-jonischen Kapitälen, **Taf.** 33 — 35, der zwischen den Schneckensäumen vorhandene breitere Zwischenraum mit noch weiteren Windungen ausgefüllt oder verziert worden. „Das Kämpfergesims" ist hier um so mehr „plump im Vergleich zu dem Kapitäl der Säule und den übrigen Haupttheilen," als solches gut $^5/_6$ Durchmesser in den Gliedern hoch ist, während die Höhe von dem Säulen-Kapitäl nur $^{11}/_{30}$ Durchmesser beträgt. Die Säulen-Basis zeigt dagegen eine schöne Form, wobei namentlich der an deren attischen Profilirung an dem obern Pfühl noch hinzugefügte schwache Stab als angemessen erscheint, da solcher den Uebergang von diesem stärkern Pfühl zu den Schaftstreifen noch mehr formgefällig vermit-

telt. Doch vermißt das Auge hier zwischen dem hinzugefügten schwachen Stab und dem Pfühl jenen Einschnitt, der zu ihrer wirksameren Trennung nöthig ist, wie solcher z. B. an dem Säulenfuß bei den Propyläen zu Priene, **Taf.** 41, zwischen ähnlichen Gliedern näher sichtbar ist.

„Von Vincenz Scamozzi. Taf. 48."

Das Gebälke ist in seinen Hauptformen und ihren Gliedern ansprechend profilirt, obwohl der Fries zu dem Architrav und Kranzgesimse etwas zu niedrig gehalten ist. Insofern bei den Tragsteinen unter der Kranzplatte hier ebenfalls angenommen wird, daß solche nicht Dielenköpfe, sondern wirkliche Tragsteine zu dieser abgeben sollen, so wären diese dann auch nicht als „die einer reinen Stein-Construction fremden Sparrenköpfe oder Kragsteine" anzusehen. Doch ist es jedenfalls eigenthümlich oder „sonderbar," daß die „Kragsteine auf den Seiten verziert" worden sind, weil dadurch besonders ihre organische Tragfähigkeit an ihrer Wurzel am schwächsten gebildet wird. Das Säulen-Kapitäl ist mit seinen 4 Eckschnecken, die ähnlich wie bei dem korinthischen Kapitäl, jedoch weniger motivirt als da, hervorspringen, am wenigsten nachahmungswerth. Fügt man Denselben etwa noch jene „Blumengewinde" hinzu, „welche Scamozzi an den Augen der Voluten häufig aufhängen" ließ, so giebt solches in der That so ziemlich ein „völlig barockes Gebilde." Die Säulenbasis ist gut, und zu dem Gebälke stimmend, profilirt. Die Verzierung an derselben ist jedoch, sowohl im Allgemeinen zu reich gehalten, als im Besondern die Anbringung von stehenden Blättern, wie solche an dem obern Pfühl angelegt sind, nicht passend, weil hier die Verzierung an sich eher eine zusammenbindende Form am Pfühl zeigen muß. Eben so ist das Kämpfergesims auf **Taf.** 50, wenn auch besser wie das Vorige, doch ebenfalls zu schwer zu dem Uebrigen gebildet.

„Nach Jacob Barozzio da Vignola. Taf. 49."

Dem Verfasser ist zunächst beizustimmen, wenn er sagt: „Unter den Regeln, welche von den neueren Baumeistern über die Säulenordnungen aufgestellt wurden, sind die des Vignola die vorzüglichsten." Die hier dargestellte Ordnung gewährt im Ganzen annehmbare Verhältnisse in ihren Haupttheilen, wie nicht weniger eine angemessene Profilirung der kleineren Glieder und deren Verzierung selbst. Bei dem Gebälke ist dagegen der Architrav zu der Höhe des Kranzgesimses und des Frieses etwas zu niedrig, wenn auch sonst bei dem Letztern hier wegen der Ausfüllung mit Reliefs eine reichliche Höhe desselben an seinem Orte ist. Die Säulenbasis hat die sogenannte jonische Form, deren weitere Anwendung sich aber, aus Gründen, die bei dem Tempel der Minerva, Taf. 40, näher angegeben sind, nicht empfiehlt.

„Von Sebastiano Serlio und Leo Baptista Alberti. Taf. 50."

Bei der Ordnung von Serlio kann man der Ansicht des Verfassers nur beitreten, daß zu deren Nachtheil von den Angaben des Vitruvs bedeutend abgewichen ist. Namentlich daß die Säulen zu stark sind, und das Kranzgesimse in seinen Gliedern besonders bei den Zahnschnitten, zu viel Ausladung hat. Hinzufügen läßt sich Diesem noch, daß der Architrav zu dem Fries und dem Kranz zu stark ist, so wie daß die Säulenbasis, wie an der vorigen Ordnung, die nicht nachahmungswerthe jonische Form hat.

Die Ordnung von Alberti ist zwar in dem Gebälke, sowohl in den Verhältnissen seiner Theile als in deren Profilirung besser als jene bei Serlio, während dagegen das Kapitäl einen viel geringeren Werth hat, wie das von dem Letztern. Es giebt sich sehr dürftig, und ist überhaupt in jeder Hinsicht im Formalen als nicht gelungen anzusehen.

Die Säulenbasis zeigt aber wieder eine bessere Gestaltung als jene bei Serlio.

„Verzeichnung der jonischen Schnecken. Taf. 51 und 52."

Es würde hier zu weit führen auf diesen Gegenstand näher einzugehen. Es muß daher auf das von dem Verfasser hierzu gegebene Spezielle hingewiesen werden, wobei besonders auch auf die von dem Verfasser selbst erdachte und auf Seite 37 und Taf. 36 näher dargestellte Methode, als beachtungswerth aufmerksam gemacht wird.

„Korinthische Ordnung."

Von der nähern Berührung über die Entstehung dieser Ordnung, namentlich die von dem Kapitäl derselben, sehe ich ab, da selbst bei einer noch glücklichern Deutung als die Vorliegende, doch die Kunst an sich daraus nichts gewinnen würde. Zudem hat auch der Verfasser die angebliche Erfindung dieses Kapitäls durch Kallimachos gut gegeben, und auch mit Recht die Zweifel daran auf dem Fuße folgen lassen.

Es ist im Uebrigen der Ansicht des Verfassers beizutreten, daß das Characteristische dieser Ordnung in der frühern Zeit blos in einem erhöhten und mehr verzierten Säulen-Kapitäl bestanden habe, während die übrigen Theile davon wesentlich von der jonischen Ordnung entlehnt worden wären. Auch deutet Derselbe angemessen darauf hin, daß die von Vitruv als Grundidee für das Kapitäl aufgestellte korbförmige Gestaltung bereits „in dem ägyptischen Kelch-Kapitäle" zu finden sei.

„Muster korinthischer Ordnung. Taf. 53."

„Das erste Beispiel" hiervon giebt das „Prostyl am Thurm der Winde zu Athen." Dasselbe zeigt, besonders

mit seinen blos mit zwei Reihen Blätter verzierten Kapitäl, eigentlich wenig von jenem Typus, der für die korinthische Ordnung jetzt gewöhnlich angenommen wird. Daß der Verfasser dem „stämmigen Verhältniß" der Säulen zustimmt, weil diese „3 7/8 untere Durchmesser" auseinander ständen und von einer „geringen Größe" wären, ist nur zu billigen, da Dieses in einem solchen Fall von statischen und ästhetischen Gründen bedingt wird. Weniger ist dem Verfasser beizutreten, wenn er sagt: „Die Säulen haben keine Basis; eine solche würde nicht allein das Verhältniß der Säule verkürzt haben, sondern auch dem Ein- und Ausgehenden hinderlich gewesen sein." Daß die Säule durch die Anlage der sonst bei dieser schlankern Säulenordnung üblichen Basis scheinbar noch etwas kürzer oder stämmiger ausgesehen hätte, ist an sich zwar richtig; aber bei der vorberührten Fernsäuligkeit derselben würde dieses weniger bemerkbar und nachtheilig gewesen sein. Am wenigsten kann auch die Ausladung der Glieder von einer Basis hier als behindernd für die Passage angesehen werden, da die Säulenweite nach **Taf.** 60 **Fig.** 8 „7 M. 22 1/2" beträgt, die Thüröffnung aber nur „6 M. 20" breit ist, während sonst in dieser Hinsicht, namentlich bei den Tempeln, oft ein umgekehrtes Verhältniß wie dieses vorkommt. Jedenfalls verleiht aber die Weglassung der Basis hier den Säulen von dieser zierlichen Ordnung eine Unvollständigkeit, die schon wegen des Aufsetzens der tieferen Schaftcanneliren mit ihren schwachen Stegen keine Nachahmung verdient. Auch fällt hier das schlichte Aufsetzen der Säulen noch um so mehr auf, als selbst der Thurm sich mit einer Gliederbasis auf seine obere Plinthe stellt.

Bemerkt der Verfasser weiter: „Die Anwendung des blos gegliederten Pilaster-Kapitäls zeigt uns, das die Griechen auch noch bei der korinthischen Ordnung es für angemessen hielten, das Eckige anders zu decoriren als das Runde," so ist dieses an sich wohl als zweckmäßig anzusehen, nur giebt sich hier das Pilaster-Kapitäl, weil es selbst mit seiner

untern streifenartigen Verbreiterung, nur gut halb so hoch ist als das Säulen-Kapitäl, unbezweifelt als zu niedrig und mager zu dem Säulen-Kapitäl.

„Das zweite Muster" zeigt „die Ordnung von dem choragischen Monument des Lysikrates in Athen" als, wie anzuerkennen ist, „das edelste Beispiel korinthischer Architektur;" wovon das Nähere erst weiterhin in Berührung kommen wird.

„Das dritte Muster" endlich giebt „die korinthische Ordnung" von „dem achtsäuligen Prostyle des Pantheons;" deren nähere Betrachtung ebenfalls erst weiterhin eintreten wird.

Die Haupttheile von diesen drei Beispielen der korinthischen Ordnung stellen sich übrigens bei einer Vergleichung zu einander in ein besseres Verhältniß, als dieses bei den früher berührten Beispielen von der dorischen und der jonischen Ordnung der Fall war. So steht namentlich die Höhe des Gebälks zu den etwa $11^2/_3$ Fuß hohen Säulen am Monument des Lysikrates, wie circa 1 zu $4^1/_4$; desgleichen bei den circa $13^1/_2$ Fuß hohen Säulen vom Thurm der Winde wie circa 1 zu $4^1/_2$, und bei den circa 44 Fuß hohen Säulen am Pantheon wie circa 1 zu $4^1/_4$.

„Beispiele von korinthischen Ordnungen an Monumenten in Griechenland."

Der Verfasser erklärt hier zunächst im Allgemeinen das eigentliche Characteristische dieser Ordnung, das Kapitäl, in dessen verschiedenen Formbildungen in einer beistimmbaren Weise.

„Fortsetzung und Schluß im nächsten Heft."

Zur gefälligen Notiznahme.

Ich erlaube mir noch die Bemerkung anzufügen, daß wenn ich auch jetzt nicht an die Bearbeitung der griechischen Bauart in einem Umfange komme, wie ich solchen im Eingange im Auge hatte, ich doch eben mit der Darstellung der bloßen Säulenordnungen beschäftigt bin, und hoffe mit dieser so vorzuschreiten, daß das betreffende Heft schon mit dem nächsten Hefte d. Bl., welches die Fortsetzung und den Schluß der vorliegenden Beurtheilung enthalten wird, ausgegeben werden kann. Ich hielt diese Bearbeitung für um so geeigneter als solche, obwohl besonders für die rein technische Anwendung mit berechnet, zugleich auch als eine Ergänzung und nähere Erklärung zu der vorliegenden kritischen Beurtheilung der ältern Säulenordnungen dienen kann.

Jena, im Februar 1855.

E. Kopp.

Inhalt.

Von demselben Verfasser sind noch erschienen und durch H. Böhlau in Weimar zu beziehen:

1) Beitrag zur Darstellung eines reinen einfachen Baustyls. 1. bis 19. Heft. $59^2/_3$ Thlr.

Einzeln:

1. Heft. Entwürfe zu 13 Kirchen im Spitzbogenstyl. 6 Thlr.
2. — Entwürfe zu 4 Synagogen, so wie deren theilweise Umarbeitung zu evangelischen und katholischen Kirchen. 2 Thlr
3. — Entwürfe zu einem Museum und einer Bildergallerie 2 Thlr.
4. — Den Nachtrag zur Kritik des Berliner Museums. 1 Thlr.
5. — Entwürfe zu 18 einfachen Land- und Stadtkirchen. 4 Thlr.
6. — Entwürfe zu 12 Rathhäusern im Spitzbogenstyl. 3 Thlr.
7. — Entwürfe zu 18 Schulgebäuden im Spitzbogenstyl. 3 Thlr.
8. — 1. und 2. Abtheilung. Entwürfe zu 50 Façaden zu Wohngebäuden im spitzbogigen Baustyl. à 3 Thlr.
 3. Abtheilung. 25 Entwürfe zu Wohn-, Land- und Gartengebäuden im Spitzbogenstyl; Bemerkungen über und für unsere Baukunst. 3 Thlr.
9. — Entwürfe zu 8 Kirchen und 1 Kapelle im Spitzbogenstyl, nebst einer biographischen Skizze des Verfassers. 4 Thlr.
10. — Entwürfe zu 4 Kirchen im Spitzbogenstyl. 4 Thlr.
11.—13. Heft. 34 Façaden zu städtischen Wohngebäuden; 2 Entwürfe zu einem Wohngebäude und einem Krankenhaus. Den Façaden in diesen 3 Heften ist gegen die in den frühern Heften befindlichen Entwürfe dahin eine wesentliche Vervollständigung gegeben, daß solchen, um sie auch für Bauhandwerker geeigneter zu stellen, die nähern Details von den Fenstern, Geländern, Gesimsen u. s. w. im vergrößerten Maßstabe beigefügt sind. 3 Hefte 9 Thlr.
14. Heft. 2 Situationspläne zu neuen Dorfanlagen; 12 Pläne zu landwirthschaftlichen Höfen und 13 Profile zu Dachgesimsen. 2 Thlr. 20 Sgr.
15. — 12 Pläne zu landwirthschaftlichen Höfen. 2 Thlr. 20 Sgr.
16. — 5 Pläne zu landwirthschaftlichen Höfen; Bemerkungen über unsere Baukunst, sowie über die bisherige Bestrebung des Verfassers dafür. 2 Thlr. 20 Sgr.
17. — 1) Entwurf zu einer Erziehungsanstalt; 2) einen Plan zur Anlage einer neuen Straße in München. 2 Thlr.
18. — 1) Entwurf zu einer Knaben-Erziehungs-Anstalt in Jena; 2) Entwurf zu einer orthopädischen Anstalt. 1 Thlr. 10 Sgr.

19. Heft. Entwurf zu der Votivkirche in Wien nebst einem Plan zu einem National-Museum daselbst. 1 Thlr. 10 Sgr.

Bemerk. Dem 5. bis 19. Hefte sind für den Einzelverkauf noch besondere Titel beigegeben.

2) Beitrag zur Darstellung des spitzbogigen Baustyls.
1. bis 6. Heft. 12 Thlr.

Einzeln:

1. Heft. Grundregeln zu den geometrischen Verzierungen und Fenstern mit Spitzbögen. Zweite Auflage der neuen Ausgabe. 1 Thlr. 15 Sgr.

2. — Fenster mit geraden Stürzen, Kreisfenster, Fuß-, Gurt- und Dachgesimse, Geländer. Zweite Auflage der neuen Ausgabe. 1 Thlr. 15 Sgr.

3. — Dachgesimse, Dachkrönungen und Balkons zu Wohngebäuden. 1 Thlr. 15 Sgr.

4. — Fenster mit geraden Stürzen zu Wohngebäuden, Geländer. 1 Thlr. 15 Sgr,

5. — Construirung der Spitzbögen, Fenster mit Spitzbögen zu Wohngebäuden, Geländer. 1 Thlr. 15 Sgr.

6. — Glasthüren und Schaufenster zu Kaufläden, Thüren und Thorwege zu Wohngebäuden, Balkons, Geländer. 4 Thlr. 15 Sgr.

3) Der Tempel Salamonis.

Neue, zur vergleichenden Darstellung mit Meyer's, Hirt's u. Stieglitz's Tempel Salomonis, verm. Ausgabe. 1 Thlr.

4) Architektonische Entwürfe. 1. Lieferung.

Enthaltend: Denkmale, Kapellen zu Friedhöfen in ägyptischem Baustyl. 4 Thlr.

5) Kritische Blätter besonders über das neuere Bauwesen.

1. Heft. 1) Vorwort. 2) Kritische Beurtheilung von Münchener Bauten. 3) Offener Brief an Hübsch. 4) Bemerkungen für den Schul- und Selbstunterricht im Spitzbogenstyl. 17 Sgr. 6 Pf.

2.—3. Heft. Die Beurtheilung von Schinkel's und Klenze's architektonischen Werken. à 17 Sgr. 6 Pf.

4. Heft. 1) Die neue Apollinariskirche bei Remagen. 2) Bemerkungen über die Anwendung des Spitzbogenstyls ꝛc. 3) Die Restauration des hohen Chores vom Münster in Aachen. 4) Bemerkungen zu den architekt. Ordnungen. 17 Sgr. 6 Pf.

Druck der Hof-Buchdruckerei in Weimar.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kopp, Ernst

Kritische Blätter besonders über das neuere Bauwesen

Bd.: 4,1

Jena 1855

A.civ. 56 n-1/5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10059407-5